

A

# Denkmalpflege in Bremen

# 11

2014



Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen



## Mittelalterliche Kirchen

A  
REG  
858.1  
515  
-11

EDITION TEMMEN





Schriftenreihe des Landesamtes für  
Denkmalpflege Bremen

Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Skalecki

Heft 11

2014



# Denkmalpflege in Bremen

## Heft 11

Prof. Dr. Georg Skalecki (Hg.)

EDITION TEMMEN



Herausgeber:

Prof. Dr. Georg Skalecki,

Landeskonservator

2014-08649

Redaktionsteam:

Dr. Rolf Kirsch (Leitung)

Margarethe Haberecht

Uwe Schwartz M. A.

Dipl.-Ing. Gudrun Spengler

Landesamt für Denkmalpflege

Sandstraße 3

28195 Bremen

[www.denkmalpflege.bremen.de](http://www.denkmalpflege.bremen.de)

[office@denkmalpflege.bremen.de](mailto:office@denkmalpflege.bremen.de)

© EDITION TEMMEN 2014

Hohenlohestraße 21

28209 Bremen

Tel. 0421-348 43-0

Fax 0421-348 094

[www.edition-temmen.de](http://www.edition-temmen.de)

[info@edition-temmen.de](mailto:info@edition-temmen.de)

ISBN 978-3-8378-1042-4

Printed in Hong Kong

Titelbild: Säulenkapitell in der

Ostkrypta des Bremer Doms

Abb. S. 6: Kirche Unser Lieben

Frauen, Bremen

Abb. S. 125: Dom, Nordschiff

Abbildungsnachweis auf Seite 124

## Autorenverzeichnis

Dr. Hans-Christoph Hoffmann

Landeskonservator i. R.

Goebenstraße 8

28209 Bremen

Dipl.-Ing. Axel Krause

Leiter der Bauabteilung der

Bremischen Evangelischen Kirche

Franziuseck 24

28199 Bremen

Dr. Frank Schlütter/Dr.-Ing. Herbert Juling

Amtliche Materialprüfungsanstalt Bremen

Paul-Feller-Straße 1

28199 Bremen

Dr. Timothy J. Senior

The Tower

Butleigh Court

Butleigh

Somerset

BA6 8SA

Wilhelm Tacke

Lüder-von-Bentheim-Straße 7

28209 Bremen

Dr. Ulrich Weidinger

Universität Bremen - Institut für Geschichte

Postfach 330440

28334 Bremen

Landesamt für Denkmalpflege Bremen

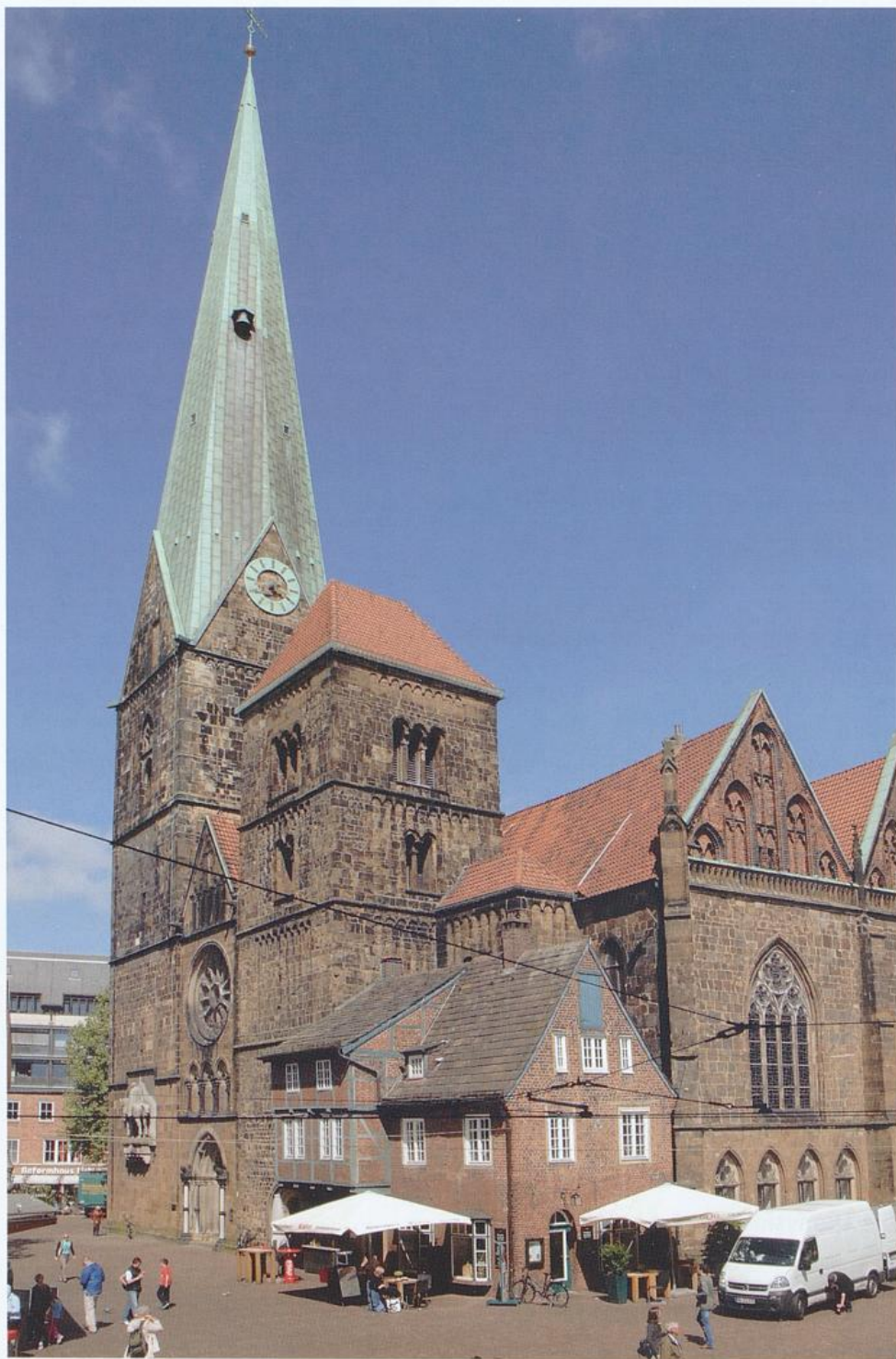
- Dr. Rolf Kirsch

- Uwe Schwartz M.A.

- Prof. Dr. Georg Skalecki

# Inhalt

<b>Vorwort</b> .....	7
Ulrich Weidinger	
<b>Die Bremer Kirche und die Mission im Norden und Osten Europas</b> .....	8
Hans-Christoph Hoffmann	
<b>Bremens mittelalterlicher Dom</b> .....	24
Georg Skalecki	
<b>Denkmalpflegerische Grundsätze für die Sanierung</b> .....	38
<b>des Bremer Doms</b>	
Frank Schlütter und Herbert Juling	
<b>Materialkundliche Untersuchungen bei der Sanierung</b> .....	47
<b>des Bremer Doms</b>	
Wilhelm Tacke	
<b>Kurze Geschichte der Propsteikirche St. Johann in Bremen</b> .....	54
Axel Krause	
<b>Kirche Unser Lieben Frauen in Bremen, Vorbereitung der</b> .....	71
<b>Instandsetzungsarbeiten an den Fassaden</b>	
Rolf Kirsch	
<b>Mut zum Zeichen: Der Wiederaufbau von St. Stephani 1947–1967</b> ....	76
Timothy J. Senior	
<b>Der Dominikanerorden in Bremen: Die Formung einer religiösen, .....</b>	97
<b>kulturellen und städtischen Struktur</b>	
Uwe Schwartz	
<b>Die Dionysius-Kirche in Wulsdorf</b> .....	110
Uwe Schwartz/Rolf Kirsch	
<b>Zwei Funktionsbauten der hafennahen Wirtschaft von Erik Schott</b> ....	119
<b>neu unter Denkmalschutz</b>	



## Vorwort

Auch dieses jetzt wieder pünktlich zu Ostern vorliegende neue Heft unserer Reihe besitzt ein Schwerpunktthema. Sind in unserer Schriftenreihe über mehrere Jahre unterschiedliche Denkmalgattungen eingehender behandelt worden, sind wir im letzten Jahr umgeschwenkt zu Zeitphasenbetrachtungen und haben die Phänomene der 1920er-Jahre-Architektur in Bremen beleuchtet. Dies wird nun fortgeführt mit dem Schwerpunktthema »Mittelalter«. Wie immer gibt es auch aktuelle Anlässe, ein spezielles Thema auszuwählen. Trotz der großen Bedeutung, die Bremen in der Renaissance besaß, trotz der ungeheuren Entwicklung, die die Stadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert durchlief, und trotz der schmerzhaften Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges verfügt Bremen immer noch über eine Reihe herausragender Bauten des Mittelalters.

Alles überragend – im wahrsten Sinne des Wortes –, ist der Dom zunächst zu nennen. Wenn auch die heutige Fassade 1888–1901 neu errichtet wurde, besteht der restliche Dom ganz wesentlich aus Bausubstanz des 11. bis 13. Jahrhunderts. Er geht mithin auf eine Epoche zurück, in der Bremen als Missionszentrum des europäischen Nordens, als »Rom des Nordens«, eine große kirchenpolitische Bedeutung besaß. Der Kirchen- und Mittelalterhistoriker Ulrich Weidinger hat als Gastautor diese Hintergründe zusammengefasst, die für eine eventuelle Aufnahme des Doms in das Europäische Kulturerbesiegel (EHL) Sachargumente liefern könnten. Bei Redaktionsschluss war allerdings noch nicht bekannt, ob der Bremer Dom die Hürde

der nationalen Vorprüfung für dieses Antragsverfahren genommen hat. Das Thema Dom wird ergänzt von weiteren Gastbeiträgen, so von einem Aufsatz von Hans-Christoph Hoffmann zur mittelalterlichen Baugeschichte sowie materialkundlichen Beobachtungen während der letzten großen Fassadensanierung durch unsere Partner von der Materialprüfungsanstalt (MPA/IWT) Herbert Juling und Frank Schlütter. Diese Sanierung wird auch aus denkmalpflegerischer Sicht beschrieben.

Weitere hochinteressante Beiträge widmen sich anderen mittelalterlichen Bauten Bremens: So berichten wir über das Kriegs- und Nachkriegsschicksal der westlichsten der Altstadtkirchen, St. Stephani, und ein Gastbeitrag von Wilhelm Tacke gibt einen Abriss der Geschichte von St. Johann. Vorgestellt wird eine erste Maßnahmenkonzeption für die anstehende Sanierung von Unser Lieben Frauen, der gotischen Ratskirche, durch Axel Krause von der Bremischen Evangelischen Kirche. Einen aus dem Rahmen fallenden Beitrag steuert als externer Autor Timothy J. Senior bei, ein in Oxford promovierter Neurowissenschaftler, der als Gastdozent der Jacobs University Bremen zusammen mit seinen Studenten und mit Unterstützung des Landesamtes sich an die Visualisierung und historische Kontextualisierung des ehemaligen Bremer Katharinenklosters innerhalb des sich verändernden Stadtraums mithilfe aktueller digitaler Techniken gewagt hat. Aber lesen und schauen sie selbst!

Der Herausgeber

Ulrich Weidinger

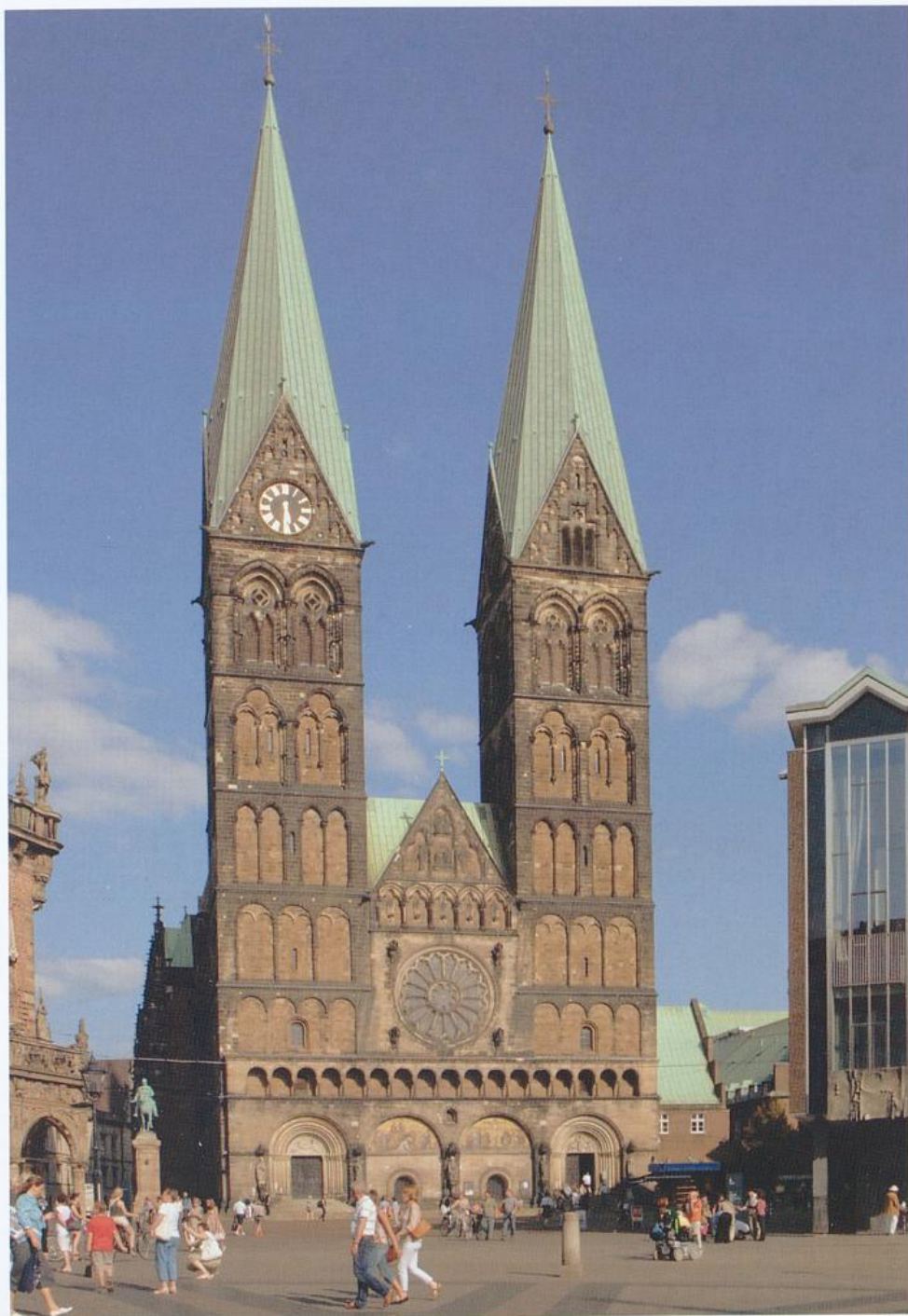
## Die Bremer Kirche und die Mission im Norden und Osten Europas

Als der angelsächsische Missionsbischof Willehad am 1. November 789 in Bremen eine erste, wahrscheinlich noch aus Holz erbaute Domkirche errichten ließ und damit Bremen zum ständigen Bischofssitz seines die friesisch-sächsische Küstenlandschaft umfassenden Kirchen Sprengels bestimmte, da war diesem Bistum zunächst dieselbe Aufgabe zugedacht wie den anderen sieben sächsischen Bistümern aus karolingischer Zeit: die Bekehrung und geistliche Betreuung der noch heidnischen Sachsen und Friesen. Von der herausragenden Rolle, die die Bremer Bischofskirche schon bald in der mittelalterlichen Missionsgeschichte Nordeuropas spielen sollte, konnte man damals noch nichts ahnen. Dies änderte sich schlagartig, als der durch Wikingerhorden aus Hamburg vertriebene Ansgar 848/49 den vakanten Bremer Bischofsstuhl als vierter Amtsinhaber besetzte. Ansgar (Amtszeit: 848–865), der um 832 durch Papst Gregor IV. zum Missionserzbischof für die transalpinen Gebiete und für den skandinavischen Norden bestellt worden war und dem für diese Aufgabe zunächst Hamburg als Stützpunkt zugewiesen war, brachte von dort seinen päpstlichen Legationsauftrag für den hohen Norden mit an die Weser. Seither betrachtete die Bremer Kirche die Missionierung des europäischen Nordens als ihr »primum officium« (Adam von Bremen), ihre fundamentale Hauptaufgabe. Diese Ausrichtung auf den europäischen Norden – und später auch Osten – löste die Bremer Kirche aus ihrer anfänglichen provinziellen Beschränkung, es kam nun zu einer grenzüberschreitenden Ausweitung und Internationalisierung ihrer Interessen. Das Bremer (Erz-)Bistum erlangte nunmehr eine Wertigkeit, die den Bremer Dom weit über die anderen, auf

ihr regionales Umfeld beschränkten norddeutschen Bischofskirchen hervorhob.

Mit dem Apostolat des Nordens wuchs der Bremer Domkirche eine historische Aufgabe von europäischem Rang zu, denn die Ausbreitung des Christentums war für Europa konstitutiv. Vor der Christianisierung glich Europa einem ethnischen, kulturellen und religiösen Flickenteppich, dessen Ländern und Völkern ein übergreifender, sie verbindender Zusammenhang weitgehend abhandlungsfähig war. Dieses gesamt-europäische Fundament wurde erst durch die Missionierung des Kontinents gelegt, denn im Gegensatz zum Gentilismus der heidnischen Kulturen und Religionen war dem Christentum von Anfang an eine universale Perspektive zu eigen. Mit dem Christentum besaß Europa seit dem Hochmittelalter ein alle Staaten und Völker verbindendes Element. Die Rangerhöhung, die der Bremer Kirche durch den Legationsauftrag zuteilwurde, fand noch zu Ansgars Zeiten durch einen aufwendigen Dombau ihren äußerlichen, für jedermann sichtbaren Ausdruck: Ansgar ließ auf der Domdüne eine über 32 Meter lange dreischiffige Basilika mit quadratischem Ostchor errichten und verschaffte seinem neuen Bischofssitz damit eine seiner gestiegenen Bedeutung entsprechende repräsentative Kathedrale.

Auch nach seiner Erhebung auf den Bremer Bischofsstuhl begab sich Ansgar in den 50er-Jahren des 9. Jahrhunderts noch einmal persönlich auf Missionsreise nach Dänemark und Schweden, wo er Kirchen gründete (in Ribe und Schleswig) bzw., wie im schwedischen Birka, den christlichen Kult zu neuem Leben erweckte. Diesem Beispiel Ansgars folgten dann auch dessen Nachfolger Rimbart (865–888) und



Bremen, St. Petri-Dom, Westfront



Das Erzbistum Bremen-Hamburg mit zugehörigen Bistümern

Unni (918–936), die ebenfalls als Glaubensboten in den hohen Norden aufbrachen. Unni fand 936 als Wanderapostel in Schweden sogar den Märtyrertod. Charakteristisch für die frühe Bremer Mission war deren enge Verbindung mit dem internationalen Fernhandelsverkehr. Die Missionare folgten den schon seit Langem von den Fernhändlern benutzten Handelsrouten – von Bedeutung war insbesondere die west-östliche Hauptverkehrsachse vom Rheinmündungsgebiet in die Ostsee – und gelangten zumeist im Gefolge eines gut bewaffneten Trosses von Kaufleuten in den skandinavischen Norden. Erstes Ziel der Bremer Glaubensboten waren deshalb die großen dänischen und schwedischen Handelsemporien wie Haithabu (Schleswig), Ribe/Jütland und Birka/Mittelschweden, wo am ehesten eine für neues Gedankengut aufgeschlossene Bevölkerung anzutreffen war. Diese Abhängigkeit vom Handelsverkehr barg gewisse Gefahren in sich, schließlich waren die reich beladenen Kaufmannsschiffe nicht selten das Ziel räuberischer Überfälle. Doch ist es wohl nicht zuletzt dieser Verknüpfung von

kaufmännischer Tätigkeit und religiöser Verkündigung zuzuschreiben, dass die Missionierung des skandinavischen Nordens im Wesentlichen friedlich verlief und ohne militärische Zwangsmaßnahmen auskam.

Unter dem über 50 Jahre auf dem Bremer Erzbistumsstuhl sitzenden Adaldag (937–988) erfuhren die bremischen Missionsbestrebungen eine grundlegende Neuausrichtung. An die Stelle der persönlichen Glaubensverkündigung evangelisierender Wanderapostel (Ansgar, Rimbert, Unni) trat nun die organisatorische Erfassung des Missionsgebietes durch Errichtung abhängiger Bischofskirchen mit festen Sprengeln und juristisch abgesicherten Zuständigkeiten. 947 wurden in Dänemark die drei jütländischen Bistümer Schleswig, Ribe und Aarhus aus der Taufe gehoben und kirchenrechtlich dem hamburgisch-bremischen Erzbistum unterstellt. Wenige Jahrzehnte später folgte das ebenfalls Bremen zugeordnete Bistum Odense auf Fünen. Hamburg-Bremen verfügte damit endlich über die für einen Metropolitansitz unbedingt erforderlichen Suffragane, den Bremer

Erzbischöfen fiel nun auch offiziell die geistliche Aufsicht über die sich bildenden skandinavischen Kirchen zu. Während so der Einfluss der Bremer Domkirche auf den skandinavischen Norden kirchenrechtlich gefestigt wurde, ermöglichte die Ostpolitik Kaiser Ottos des Großen, die auf eine endgültige Unterwerfung und Christianisierung der Westslawen zwischen Elbe und Oder abzielte, den missionarischen Zugriff auf die östlich der Elbe siedelnden Slawen. Erzbischof Adaldag, einer der engsten Berater Ottos des Großen, ließ sich die sich hier bietende Möglichkeit zur Ausweitung des bremschen Einflusses nach Osten nicht entgehen: Als es 968 zur Gründung des Bistums Oldenburg im ostholsteinischen Wagrien kam, hat er, seine engen Kontakte zum Königshof nutzend, diesen christlichen Vorposten im slawischen Osten seiner Kirche gesichert. Hamburg-Bremen war seitdem auch bei den transelbischen Nordslawen die kirchenrechtlich und für die Mission zuständige Instanz.

Um die Jahrtausendwende konnte das Erzstift Bremen dann in Skandinavien die Früchte seiner missionarischen Bemühungen ernten, als die drei nordischen Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden das Christentum zur offiziellen Staatsreligion erhoben. Da in den paganen Stammesgesellschaften der Religionswechsel in aller Regel kollektiv vollzogen wurde, kam der Entscheidung des Königs bzw. der Stammeshäuptlinge dabei die ausschlaggebende Bedeutung zu. Den Anfang machte der dänische König Harald Blauzahn, der sich 966 zum Christentum bekehrte, nachdem der Wandermissionar Poppo mit einer Eisenprobe die Überlegenheit des Christengottes nachgewiesen hatte. Um das Jahr 1000 n. Chr. wurden dann auch Norwegen und Schweden durch die Taufe ihrer Könige Olaf Tryggvason (995–1000) und Olaf Schoßkönig (980–1022) endgültig für den christlichen Glauben gewonnen. Eine ähnliche Rolle übernahm später bei den Nordslawen der Abodritenfürst Gottschalk, der bei



Dom, Mittelschiff

der Christianisierung der wendischen Teilstämme voranging. Im fernen Island wurde das Christentum 999 sogar auf einer Thingversammlung aufgrund eines Schiedsspruches Thorgeirs nominell angenommen. Durch diese kollektiven Religionswechsel wurden die im Norden, Westen und Süden der Ostsee siedelnden Völker in das kirchliche, politische und soziale Gefüge des christlichen Europas eingeordnet.

Bei der Annahme des Christentums durch die heidnischen Herrscher spielten neben den religiösen Gründen fast immer auch politische und wirtschaftliche Interessen eine wichtige Rolle. So ist es unverkennbar, dass in Dänemark, Norwegen und Schweden, aber auch im slawischen Osten (Polen, Livland) die Einführung des Christentums mit den politischen Einigungsbestrebungen einherging. Offensichtlich war der Universalismus der christlichen Kirche bei der Reichseinigung von Vorteil. Und die durch die Kirche vermittelten Kulturtechniken wie etwa die Schriftlichkeit waren bei der

Intensivierung der Herrschaftsausübung zweifelsohne von großem Nutzen. Nicht zuletzt verband man mit dem Glaubenswechsel die Hoffnung auf wirtschaftlichen Wohlstand. Im schwedischen Birka wurde auf einer Thingversammlung in Anwesenheit Ansgars offen für einen Religionswechsel geworben, weil man sich davon ein Wirtschaftswunder erhoffte. Und im bereits christianisierten Haithabu (Schleswig) gingen dem Ansgar-Biografen Rimbert zufolge Handel und Kirche ein heute eher seltsam anmutendes symbiotisches Verhältnis ein, Marktplatz und Taufkapelle ergänzten sich hier gegenseitig. Das Christentum galt somit vielen Heiden als ein Garant für wirtschaftlichen Erfolg und konjunkturellen Aufschwung. Die Bremer Missionare verstanden es, sich diese Mentalität zunutze zu machen. Bereits Ansgar hatte sich in seiner missionarischen Praxis materieller Überzeugungsmittel bedient und unterstützte sein Werben für einen Religionswechsel durch die großzügige Verteilung von Geschenken. Für Ansgars Nachfolger haftete der demonstrativen Zurschaustellung von wirtschaftlicher Macht und Reichtum dann ohnehin nichts Anstößiges mehr an, vielmehr versuchten sie die zu bekehrenden Nordleute durch freigiebigen Umgang mit dem Kirchenschatz, durch ungehemmte Prachtentfaltung und durch glänzende Selbstdarstellung zu beeindrucken und zu überzeugen. Erzbischof Bezelin (1035–1043) etwa führte dem staunenden dänischen Thronanwärter Sven Estridsen in unverkennbarer Absicht die vielfältigen Schätze der Bremer Domkirche vor Augen, und der Historiograf Adam von Bremen brachte das missionarische Wirken Erzbischof Unwans (1013–1029) auf den knappen, aber vielsagenden Nenner: »Er säte weltlich, um geistlich zu ernten.« Die Bremer Erzbischöfe ließen mithin nichts unversucht, um die nordische Bevölkerung mit der wirtschaftlichen Überlegenheit der christlichen Welt zu konfrontieren, der zur Schau gestellte Reichtum an Mitteln galt ihnen als materielle Heilsbestätigung.

Allerdings hatten die Bremer Missionare im Laufe der Zeit Konkurrenz durch die englische Kirche bekommen, die ebenfalls Glaubensboten



*Bronzetaufe in der Westkrypta, um 1230. Die Löwenreiter gelten als Symbol des Sieges des Christentums über die dämonischen Mächte*

nach Skandinavien entsandt hatte. Insbesondere in Dänemark und Norwegen gewannen die angelsächsischen Priester unter der Herrschaft des auch in England regierenden Königs Knut des Großen (1016/18–1035) großen Einfluss. Um die Vormachtstellung der hamburgisch-bremischen Kirche im Norden wiederherzustellen, schreckte Erzbischof Unwan (1013–1029) selbst vor der Anwendung von Gewalt nicht zurück. 1022 ließ Unwan den dänischen Bischof Gerbrand von Roskilde auf seiner Durchreise in Bremen gefangen nehmen, weil dieser seine Weihe von Erzbischof Aelnoth von Canterbury empfangen hatte; Gerbrand durfte erst in seine Heimat weiterreisen, nachdem er der Bremer Erzkerche den Suffraganeid geleistet hatte. Knut der Große ließ sich daraufhin dazu bewegen, den Anspruch der Bremer Domkirche auf die kirchenpolitische Vorrangstellung in seinem Reich anzuerkennen. Trotz dieses Gewaltaktes entwickelte sich zwischen Unwan und Knut dem Großen in der Folgezeit ein freundschaftliches Verhältnis, Knut ließ sich mit seiner Gemahlin und seinem Sohn sogar in das Verbrüderungsbuch der Bremer Kirche eintragen. Auch in Norwegen wurde die Suprematie Hamburg-Bremens wieder anerkannt, eine Gesandtschaft unter dem Bischof Grimkil bat Unwan nachdrücklich um Unterstützung der Mission in dem bisher nur recht oberflächlich christianisierten Land. Und in Schweden ließ Unwan auf Bitten König Olaf Schoßkönigs den einheimischen Thurgot als ersten Bischof des neu errichteten Bistums Skara ordinieren, sodass auch hier dem Bremer Metropolitananspruch Genüge getan war. Anfang des 11. Jahrhunderts war somit die hamburgisch-bremische Metropolitanstellung erstmals über alle drei nordischen Königreiche in vollem Umfang hergestellt und kirchenpolitisch abgesichert. Lediglich im slawischen Osten blieb der Bremer Domkirche vorerst ein größerer Missionserfolg versagt. Eine Reihe heidnischer Aufstände kurz vor und nach der Jahrtausendwende brachte hier das im 10. Jahrhundert so hoffnungsvoll begonnene Missionswerk zum Stocken; der von Unwan in Oldenburg/Wagrien eingesetzte Bi-



*Thronender Christus vom Westgiebel, möglicherweise den Bremer Missionsauftrag symbolisierend, heute in der Westkrypta, wohl um 1050*

schof Bernhard zog sich schon bald ins sichere Hildesheim zurück.

Ihren Höhepunkt erreichte die Mission der Bremer Erzkerche unter dem großen Erzbischof Adalbert (1043–1072), dem sogenannten Patriarchen des Nordens. Die Unterordnung Norwegens und Schwedens – hier wurde Adalward von Bremen als Bischof von Skara eingesetzt – unter die Bremer Erzdiözese hatte vorerst Bestand, und mit der Erhebung Isleifs zum Bischof von Island und Grönland reichte der bremische Einfluss jetzt sogar bis an die nördlichen Grenzen der Ökumene. Auch im slawischen Osten jenseits der Elbe erzielte die Bremer Mission im Zusammenwirken mit dem zum Christentum bekehrten Fürstensohn Gottschalk nach einer längeren Stagnationsphase wieder Fortschritte. In Mecklenburg, Alt-Lübeck, Oldenburg, Lenz und Ratzeburg wurden Klöster bzw. Stifte gegründet, und das Hamburg-Bremen unterstehende obodritische Bistum Oldenburg in



thedrale von Benevent, die er wohl bei seinem ersten Italienaufenthalt 1046/47 kennengelernt hatte.

Ihren Niederschlag haben die weit gespannten internationalen Kontakte der Bremer Kirche damals in der einzigartigen »Länderkunde des Nordens« des Domscholasters Adam von Bremen gefunden. Bei dieser das ganze vierte Buch von Adams Kirchengeschichte umfassenden Beschreibung der Länder und Inseln des europäischen Nordens (»descriptio insularum aquilonis«) handelt es sich um den Versuch einer ersten wissenschaftlichen Darstellung – unter anderem bediente sich Adam der heute sogenannten »oral history« – der bis dahin noch weitgehend unbekanntem Länder und Völker des Nordens. Dass diese »Völkerkarte des Nordens« in einem unmittelbaren Bezug zum Legationsauftrag der hamburgisch-bremischen Kirche steht, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass Adam regelmäßig Angaben über den bisher erreichten Stand des kirchenorganisatorischen Aufbaus in Skandinavien und im slawischen Osten einfließen lässt. Der geografische Exkurs diene offensichtlich als Materialsammlung für die durch die skandinavischen Selbstständigkeitsbestrebungen bedrohte »legatio gentium« der Bremer Domkirche.

Obwohl Magister Adam seine Kirchengeschichte Erzbischof Liemar (1072–1101) widmete, um bei diesem das Bewusstsein für das »primum officium« des Erzstifts zu schärfen, kamen die bremischen Missionsbemühungen unter Adalberts unmittelbarem Nachfolger doch weitgehend zum Stillstand. Liemar, der persönlich stark in den sogenannten Investiturstreit zwischen den Universalgewalten Kaisertum und Papsttum involviert war, entwickelte keinerlei Missionsaktivitäten, den Legatentitel (»legatus germanicus«) scheint er nicht mehr benutzt zu haben. Tatsächlich kam es 1104 zur Errichtung des dänischen Erzbistums Lund als skandinavischer Metropole und damit zur Loslösung der nordischen Kirchen von der hamburgisch-bremischen Erzkerche, die als Zwischeninstanz nunmehr ausschied. Den Restitutionsversuchen des Bremer Oberhirten Adalbero (1123–1148)

blieb letztendlich der Erfolg versagt, 1139 besiegelte ein auch von päpstlichen Legaten besuchtes Nationalkonzil in Lund die Selbstständigkeit der nordischen Nationalkirchen. Wenn Erzbischof Liemar somit auf dem Gebiet der Missionspolitik auch einen herben Rückschlag hinnehmen musste, so blieb er andererseits als Bauherr einer neuen Kathedrale (»constructor huius ecclesiae«) der Nachwelt dauerhaft im



*Bleiplatte aus dem Grab des Erzbischofs Liemar mit der Inschrift »constructor huius ecclesiae«*

Gedächtnis. Nachdem der von seinem Vorgänger Adalbert in Angriff genommene Dombau 1089 einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen war, entstand unter der Ägide Liemars und seiner beiden Nachfolger Humbert und Friedrich eine dreischiffige Pfeilerbasilika mit zweitürmigem Westwerk, zwei Chören samt zugehörigen Krypten sowie einschiffigem Querhaus und quadratischer Vierung. Trotz mehrfacher Eingriffe haben sich wesentliche Bestandteile dieses romanischen St. Petri-Doms bis heute erhalten, so gehören etwa die Ostkrypta sowie die Pfeiler, Kapitelle und Bögen im Kircheninneren dieser Bauepoche an, während die Westkrypta sogar noch auf Liemars Vorgänger Adalbert und die Zeit vor dem Dombrand zurückgeht.

Für den Verlust der nordischen Kirchenprovinz bot die Slawenmission im transelbischen Wendengebiet vorerst einen gewissen Ersatz. Unter dem Schutz des mächtigen Sachsenherzogs Lothar von Supplinburg konnte die

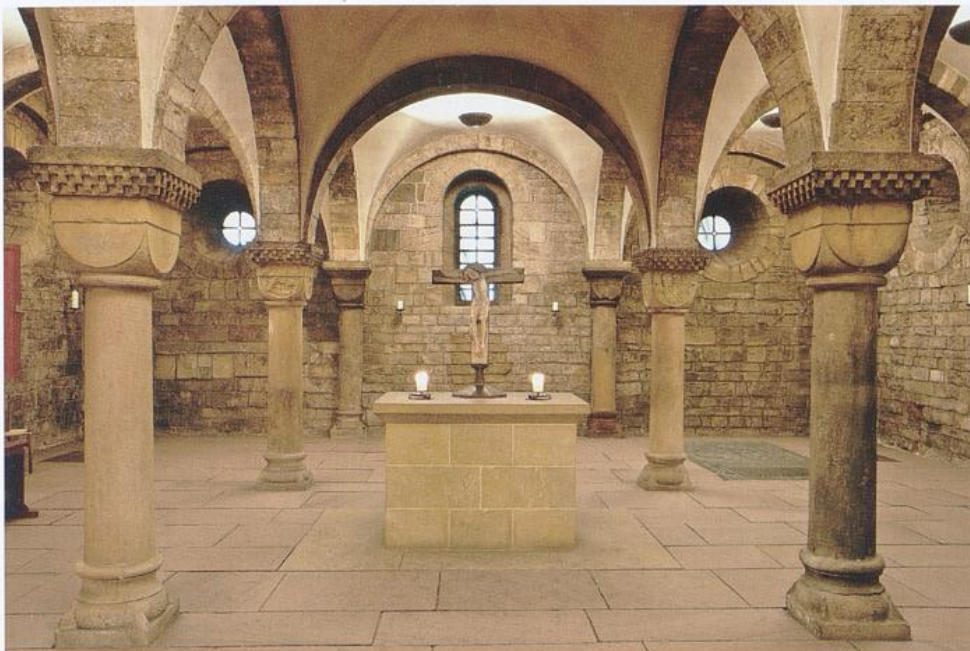


*Dom, Westkrypta, geweiht um 1068*

Bremer Kirche hier ihr durch mehrere heidnische Aufstände unterbrochenes Missionswerk wieder aufnehmen. Erzbischof Adalbero schickte den Bremer Domherren und Scholaster Vizeilin 1127 zu den westslawischen Wenden und wies ihm Faldera, das heutige Neumünster, als festen Stützpunkt für seine Mission zu. Die Fortschritte in der Evangelisierung der wendischen Bevölkerung hielten sich zunächst allerdings in Grenzen, da ein heidnischer Aufstand unter den einheimischen Fürsten Pribislaw und Niklot (1134) sowie der sogenannte Wendenkreuzzug von 1147, der es weniger auf die Ausbreitung des Christentums als auf materielle Beute und Landgewinn abgesehen hatte, die Sache der Missionare ungemein erschwerten. Es war deshalb ein großer Erfolg, dass die 1066 aufgegebenen und seither vakanten Suffraganbistümer Oldenburg, Ratzeburg und Mecklenburg jetzt wieder besetzt werden konnten. Im September 1149 weihte Adalberos Nachfolger Hartwig I. (1148-1168) im Kloster Harsefeld bei Stade den Slawenmissionar Vizeilin zum Bischof von Oldenburg/Hol-

stein sowie einen Mönch Emmehard zum Bischof von Mecklenburg und unterstellte die beiden slawischen Bistümer damit erneut bremsischer Obediens. Fünf Jahre später, 1154, folgte dann auch noch Ratzeburg, wo der bisherige Propst des Prämonstratenserstifts St. Marien in Magdeburg zum Bischof berufen wurde. Einschränkend ist allerdings anzumerken, dass die treibende Kraft bei diesen Vorgängen schon nicht mehr das Bremer Erzbistum – wenngleich es zunächst noch Nutznießer der Entwicklung war –, sondern der mächtige Sachsenherzog Heinrich der Löwe war. Wenig später bereitete die kraftvoll nach Osten ausgreifende Politik Heinrichs des Löwen der bremschen Einflussnahme im wendischen Slawenland dann ein Ende.

Hatte es somit Ende des 12. Jahrhunderts den Anschein, als sei der von Hamburg-Bremen ausgehenden Missionierung Nord- und Osteuropas endgültig der Boden entzogen, so eröffnete sich dann im fernen baltischen Osten, wo mit Esten, Letten, Prußen und Litauern die



*Dom, Ostkrypta, 11. Jh.*

letzten Bastionen des Heidentums in Europa bestanden, vorübergehend doch noch einmal ein neues Missionsfeld für die Bremer Domkirche. Nachdem im Baltikum von deutschen Kaufleuten erste christliche Kirchen gegründet worden waren, weihte der Bremer Erzbischof Hartwig II. (1185–1207) den Segeberger Kanoniker und Missionar Meinhard 1186 zum Bischof für Livland mit Sitz in Üxküll an der Düna. Die damit sich eröffnende Gelegenheit, die entstehende livländische Kirche in eine kirchenrechtliche Abhängigkeit von der Bremer Erzdiözese zu bringen, gewann konkrete Konturen, als der Bremer Domherr und Stiefneffe Hartwigs Albert von Buxhövede zum Liven-Bischof (1199–1229) erhoben wurde. Als Suf-fragan des Bremer Erzbistums ließ Albert den Bischofssitz 1201 von Üxküll in das neu ge- gründete Riga verlegen. Auf die nun einsetzende massive Livland-Mission fiel allerdings ein schwerer Schatten, insofern Bischof Albert jährlich im Westen Kreuzfahrerheere sammelte und mit- hilfe des von ihm gegründeten Schwertbrüder-

ordens einer gewaltsamen, blutigen Unterwer- fung Livlands und Kurlands den Weg bereitete. Doch währte der Bremer Einfluss im Baltikum nur kurze Zeit. Obwohl er als Vertreter der Bre- mer Domkirche nach Livland gelangt und kir- chenrechtlich der Bremer Erzdiözese unterstellt war, verfolgte Albert von Riga bald eigene Inter- essen und strebte eine selbständige Herrschaft in Livland mit Riga als Erzsitz an. Tatsächlich löste bereits das Vierte Laterankonzil von 1215 das Bistum Riga und damit auch das livländi- sche Missionsgebiet aus der bremischen Kir- chenprovinz. Das Bistum Riga wurde damals direkt dem Papsttum unterstellt, 40 Jahre später wurde es zum eigenständigen Erzbistum erho- ben. Damit entglitt Bremen nach dem skandi- navischen Norden und dem slawischen Osten auch das letzte Missionsgebiet in Europa, die Livenmission im baltischen Osten blieb ein kur- zes Intermezzo und bildete nicht mehr als ei- nen letzten Nachklang auf die große Zeit bremi- scher Missionsgeschichte unter Ansgar, Adal- dag und Adalbert.



*Blick ins Mittelschiff während der Domgrabung, 1974-1976*

Die Bremer Domkirche nahm in den 350 Jahren ihres missionarischen Wirkens (ca. 850–1200) einen herausragenden Status im nordeuropäischen Raum ein, der ihr im weiteren Umfeld von Nord- und Ostsee eine Sonderstellung einräumte. Insbesondere im 11. Jahrhundert, zur Zeit Erzbischof Adalberts, stellten Bremen und sein Dom das kirchliche und kulturelle Zentrum Nordeuropas dar, das weit nach Norden – unter anderem bis zu den Orkneys, nach Island und nach Grönland – und Osten ausstrahlte. Bremen galt damals als das »Rom des Nordens«, das zum Bezugspunkt »ungezählter Völker« (Adam von Bremen) wurde. Zugleich ist dies die Zeit, in der der romanische St. Petri-Dom unter den Erzbischöfen Adalbert und Liemar entstand. Mit dem Verlust zunächst der nordischen Kirchenprovinz, später dann auch des slawischen Einflussbereichs im Wendenland und im Baltikum war Bremen dann wieder zu einem (Erz-)Bistum mittlerer Größe und Bedeutung geschrumpft, das sich in seiner Funktion und Aufgabenstellung nicht mehr wesentlich von den anderen norddeutschen Bistümern unterschied.

In den dreieinhalb Jahrhunderten ihrer Missionstätigkeit nahm die Bremer Domkirche auf vielfältige Weise entscheidenden Einfluss auf den europäischen Norden und Osten. An erster Stelle ist selbstverständlich der religiös-kirchliche Aspekt zu nennen. Durch die Entsendung von Missionaren, durch die Einsetzung von Bischöfen und Priestern sowie durch die Ausübung kirchlicher Jurisdiktionsgewalt hatte Bremen entscheidenden Anteil an der Entstehung und Ausgestaltung christlicher Kirchen in Skandinavien und im slawischen Osten. Die Einflussnahme blieb aber nicht auf den kirchlichen Bereich beschränkt, in den von ihr missionierten Gebieten stellte die Bremer Kirche durchaus auch einen politischen Machtfaktor dar. Viele Erzbischöfe unterhielten zu den weltlichen Herrschern des Nordens und Ostens enge diplomatische Kontakte, sie betrieben gewissermaßen eine eigenständige »Außenpolitik« zum Nutzen ihrer Missionsinteressen. Hamburg, die Zweitresidenz der Bremer Erzbischöfe,



*Mitra aus dem Grab von Erzbischof Gerhard II. (1219–1258)*

wurde unter Unwan (1013–1029) zum außenpolitischen Zentrum der Erzdiözese ausgebaut, wo Unwan unter anderem den dänischen König Knut den Großen und kooperative Slawenfürsten mit großem Aufwand empfing. Erzbischof Adalbert (1043–1072) unterhielt ein ausgesprochen gutes Verhältnis zum dänischen König Sven Estridsen, Sven wurde später der wichtigste Informant für den Geschichtsschreiber Adam von Bremen und dessen »Länderkunde des Nordens«. Auch mit dem Obodritenfürsten Gottschalk gab es zur Zeit Adalberts eine enge Kooperation, bis der Slawenaufstand von 1060 dem ein Ende setzte. Ihre politisch bedeutsame Stellung im nördlichen Europa befähigte die Bremer Erzbischöfe auch, vermittelnd in Konflikte zwischen Dritten einzugreifen. Erzbischof Unwan etwa hatte 1025 wesentlichen Anteil am Zustandekommen eines Friedensvertrages zwischen Konrad II. und dem dänischen König Knut dem Großen, und Erzbischof Adalbert



Großer Lombardus-Psalter, um 1166 für den Bremer Dom angefertigt

fädelte noch 1069 ein Bündnis zwischen Heinrich IV. und dem Dänenkönig Sven Estridsen ein.

Von ganz besonderer Bedeutung aber war zweifelsohne die mit der Missionierung einhergehende Vermittlung der abendländischen Kultur. Zwischen Skandinavien und dem restlichen Europa bestand im Frühmittelalter noch ein tief greifendes Kulturgefälle. Der europäische Norden war für die kontinentalen Christen eine in vieler Hinsicht fremde, dunkle Welt; Adam von Bremen schildert die Nordleute zuweilen als wildes, noch kaum nach Menschenweise lebendes Volk. Persönliches Gewissen und allgemein akzeptierte Moralvorstellungen waren den alten Germanen weitgehend fremd, im schwedischen Kultzentrum Alt-Uppsala - 1130 zum uppländischen Bistum erhoben - sollen noch im 11. Jahrhundert Menschenopfer vollzogen worden sein. Zu dieser archaischen Welt stand die christliche Hochreligion mit ihrer

hochstehenden Bildung und Buchkultur in einem krassen Gegensatz. Die christliche Kirche war somit, gemessen am Bildungsstand des heidnischen Europa, Ausdruck einer gehobenen Kultur. Das aber bedeutete: Die kulturellen und bildungsmäßigen Voraussetzungen für die Rezeption des Christentums mussten von den Missionaren erst geschaffen werden.

Die Missionare brachten den heidnischen Germanen und Slawen deshalb nicht nur einen neuen Glauben, sondern vermittelten ihnen auch die auf antiken Wurzeln fußende abendländische Kultur. Der Einsatz der Glaubensboten für die Bildung insbesondere der Jugend ist denn auch vielfach bezeugt. Ansgar und Rimbert, beide auf der Höhe der Bildung ihrer Zeit, haben (Missions-)Schulen eingerichtet, an denen die Schüler unter anderem auch mit dem antik-christlichen Bildungsgut vertraut gemacht wurden; beide sollen wiederholt Sklaven freigekauft haben, um sie dann auf ihren Schulen für höhere Aufgaben zu qualifizieren. Vor allem aber kam mit dem Christentum die Schriftlichkeit in den Norden und Osten Europas. Die paganen Gesellschaften praktizierten überwiegend noch eine schriftlose, auf mündlicher Überlieferung beruhende Gedächtniskultur, die jetzt um eine neue, viele Möglichkeiten eröffnende Kulturtechnik erweitert wurde. Die christliche Kirche war somit für die paganen Gesellschaften des Nordens und Ostens in gewisser Weise auch Kulturträgerin und Erziehungsanstalt.

Die Bremer Kirche wiederum bot die notwendigen Voraussetzungen, um dem hohen Norden und dem slawischen Osten das abendländische Bildungsgut näherzubringen, denn sie wies selbst ein vergleichsweise hohes kulturelles Niveau auf. Ansgar etwa entstammte dem westfränkischen Kloster Corbie, das damals eine der umfangreichsten und bedeutendsten Bibliotheken des Abendlandes besaß. Die klösterliche Schreibstube von Corbie hatte wesentlichen Anteil an der Einführung der klassischen karolingischen Minuskel, die die verschiedenen Nationalschriften beseitigte und die einheitliche Grundlage für die noch heute gebräuchliche

Alltagsschrift schuf. Dem Missionar Ansgar war der Nutzen von Schriftlichkeit und Schriftgebrauch seit seiner frühen Corveyer Zeit also durchaus bewusst, und er wird auf seinen Missionsreisen für die Verbreitung der Schrift gesorgt haben. Überhaupt entwickelte sich im 9. Jahrhundert im Umfeld der Bremer Domkirche eine beachtenswerte literarische Produktivität – unter anderem entstanden drei Bischofsviten und ein Mirakelbericht –, Ansgars von seinem Nachfolger Rimbert verfasste Lebensbeschreibung gilt sogar als eine der besten kirchlichen Biografien des Frühmittelalters. Die Bremer Domschule erlangte schon früh überregionale Bedeutung, was nicht zuletzt der Missionsarbeit zugutekam. Um 960 wurde hier der später zum Bischof ernannte Däne Odinkar unterrichtet. Scholaster war damals ein gewisser Tiadhelm, der Grammatik und Dialektik als Lehrfächer in Bremen einführte. Bedeutendster Domschulmeister (ca. 1068–1080) wurde dann der Geschichtsschreiber Adam von Bremen,

dessen bremisch-hamburgische Kirchengeschichte zu den herausragenden Geschichtsquellen des 11. Jahrhunderts zählt. Seine darin enthaltene »Völkerkunde des Nordens« brachte dem restlichen Europa die insulare Welt des Nordens durch Beschreibung der Eigenheiten ihrer Bewohner erstmals näher. Schließlich war auch der Wendenmissionar und spätere Bischof von Oldenburg/Wagrien Vizelin zunächst Scholaster an der Bremer Domschule. Durch die Weitervermittlung des in Bremen erreichten und praktizierten Bildungsniveaus übten die Bremer Missionare einen geistig-kulturellen Einfluss aus, der über die Grenzen des ostfränkisch-deutschen Reiches hinausreichte und weit in den europäischen Norden und Osten ausstrahlte. Die Mission hatte somit entscheidenden Anteil am Entstehen einer einheitlichen europäischen Kultur.

Man hat der Mission häufig zum Vorwurf gemacht, dass sie die einseitige Anpassung einer unterentwickelten Kultur an eine überlegene



Midgardschlange und Fenriswolf (?) auf einem Säulenkapitell der Ostkrypta

Kultur zum Ziel hatte und deshalb letztendlich die Beseitigung autochthoner Gesellschaften und Kulturen veranlasst habe. Dies ist sicherlich nicht ganz von der Hand zu weisen. Auch die Bremer Mission im Norden und Osten Europas war weitgehend ein einseitiger Akkulturationsprozess, bei dem die Bremer Glaubensboten der gebende, die pagane Bevölkerung des Nordens und Ostens der nehmende Teil waren und der die Einverleibung der heidnischen Gesellschaften in die einheitliche christlich-abendländische Kultur zur Folge hatte. Trotzdem gab es auch hier die ein oder andere gegenläufige Tendenz. Denn durch die Übernahme ihm ursprünglich fremder Vorstellungskomplexe und Deutungsmuster veränderte sich auch das Christentum, es kam zu Kompromissen zwischen christlichem Kultus und paganen Gewohnheiten. Auch Anleihen der monotheistischen Erlösungsreligion an den magisch-animistischen Volkskulturen lassen sich, etwa bei der Christianisierung ritueller Zechgelage, feststellen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang das große Lob, das Adam von Bremen den von ihm ansonsten ob ihrer Rohheit und Unzivilisiertheit hart kritisierten nordischen Völkern angedeihen lässt. Die unverdorrene Lebensart der einfachen Völker, so Adam, gleiche einer »heiligen Einfalt«, die den christlichen Gesellschaften Mitteleuropas durchaus zum Vorbild gereiche. Insbesondere die Selbstgenügsamkeit und beeindruckende Gastfreundschaft der Schweden nötigt ihm seinen höchsten Respekt ab. Die bedürfnislose Lebensweise und der liebevolle gegenseitige Umgang der Isländer glichen in Adams Augen schon fast dem christlichen Idealzustand. Auch wenn hier sicherlich vieles allzu idealistisch gesehen wird – die Lobeshymnen Adams hatten sicherlich auch die Funktion, der eigenen Gesellschaft den Spiegel ihrer Unvollkommenheit vorzuhalten –, so zeigt sich doch die große Faszination, die von der Selbstgenügsamkeit und Bescheidenheit naturnah lebender Völker auf die christliche Gesellschaft Mitteleuropas ausging. Der hier sichtbar werdende christlich-heidnische Synkretismus fand im frühromanischen Bremer Dom

möglicherweise einen unmittelbaren Niederschlag: Die in den Säulenkapitellen der Ostkrypta dargestellte Bildwelt verbindet nach bisheriger Deutung auf scheinbar selbstverständliche Weise heidnische Tierfiguren und vorchristliche Mythen (Midgardschlange und Fenriswolf, Pentagramm) mit christlichen Symbolen und der neuen Heilsbotschaft. Der Kulturtransfer war trotz aller Überlegenheit der christlichen Kultur keine Einbahnstraße, vielmehr kam es im Gefolge der Mission durchaus immer wieder zu einer Vermischung einander fremder Kulturen.

Durch die Mission wurde der Grundstein dafür gelegt, dass die Völker Nord- und Osteuropas in das kirchliche, politische, soziale und kulturelle Gefüge des abendländischen Europa eingeordnet wurden. Indem die Bremer Kirche ca. 350 Jahre lang an der Christianisierung Nord- und Osteuropas an entscheidender Stelle mitwirkte, hat sie einen wichtigen Beitrag zur religiösen und kulturellen Einigung Europas geleistet. Als die Mission Mitte des 9. Jahrhunderts unter Ansgar begann, war Europa religionsgeografisch und kulturell noch zweigeteilt in einen heidnischen, kulturell unterentwickelten Nordosten und in einen christlichen, von römischer Zivilisation durchdrungenen Westen und Süden. Anfang des 13. Jahrhunderts, als die Bremer Missionsaktivitäten ein Ende fanden, war diese Zweiteilung des Kontinents aufgehoben und Europa durch ein gemeinsames christliches Fundament geeint. Skandinavien und der slawische Osten hatten Anschluss an die Entwicklung des Kontinents gefunden.

## Quellen und Literatur

- Anskarii Vita Sancti Willehadi, ed. G. H. Pertz, *Monumenta Germaniae historica, Scriptores rerum Germanicarum*, Bd. II, Hannover 1829, S. 378–390.
- Helmold von Bosau, *Slawenchronik*, bearb. von H. Stob (= *Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters*, Bd. XIX), 2. Aufl. Darmstadt 1973, S. 137–499.

- Magister Adam von Bremen, Bischofsgeschichte der Hamburger Kirche, in: Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches, bearb. von W. Trillmich (= Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. XI), Darmstadt 1961, S. 135–499.
- Rimbert, Vita Anskarii, in: Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches, bearb. von W. Trillmich (= Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. XI), Darmstadt 1961, S. 3–136.
- Arnold Angenendt, Die Mission im frühen Mittelalter, in: Dieter Hägermann (Hg.), Bremen. 1200 Jahre Mission (= Schriften der Wittheit zu Bremen, NF 12), Bremen 1989, S. 61–86.
- Horst Fuhrmann, »Provincia constat duodecim episcopatibus«. Zum Patriarchatsplan Erzbischof Adalberts von Hamburg-Bremen, in: Studia Gratiana 11, 1967, S. 389–404.
- Günther Glaeske, Die Erzbischöfe von Hamburg-Bremen als Reichsfürsten (937–1258) (= Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 60), Hildesheim 1962.
- Dieter Hägermann, Buten und Binnen im 11. Jahrhundert – Welt und Umwelt bei Bremens erstem Geschichtsschreiber Magister Adam, in: Bremisches Jahrbuch 63, 1985, S. 15–31.
- Dieter Hägermann, Erzbischof Ansgar – Lehrer und Hirte, Visionär und Glaubensbote, in: Hospitium Ecclesiae. Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte, Bd. 18, Bremen 1991, S. 33–56.
- Dieter Hägermann, Mission, Bistumsgründung und fränkischer Staatsaufbau zwischen Weser und Elbe, in: Dieter Hägermann (Hg.), Bremen. 1200 Jahre Mission (= Schriften der Wittheit zu Bremen, NF 12) Bremen 1989, S. 9–31.
- Dieter Hägermann und Ulrich Weidinger, Adam von Bremen, in: Lebensläufe zwischen Elbe und Weser. Ein biographisches Lexikon, Bd. 1 (= Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Bd. 16), Stade 2002, S. 22–26.
- Dieter Hägermann und Ulrich Weidinger, Bremische Kirchengeschichte im Mittelalter, Bremen 2012.
- Thomas Klapheck, Der heilige Ansgar und die karolingische Nordmission (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 242), Hannover 2008.
- Tore S. Nyberg, Die Kirche in Skandinavien, Sigmaringen 1986.
- Lutz E. von Padberg, Die Christianisierung Europas im Mittelalter, 2. Aufl. Stuttgart 2009.
- Heinrich Schmidt, Die Bremer Kirche und der Unterweserraum im frühen und hohen Mittelalter, in: Stadt – Kirche – Reich. Neue Forschungen zur Geschichte des Mittelalters anlässlich der 1200. Wiederkehr der ersten urkundlichen Erwähnung Bremens (= Schriften der Wittheit zu Bremen, NF 9), hg. von Werner Goetz u. a., Bremen 1983, S. 9–27.
- Heinrich Schmidt, Skandinavien im Selbstverständnis der Bremer Kirche vom 9. bis zum 11. Jahrhundert, in: Dieter Hägermann (Hg.), Bremen. 1200 Jahre Mission (= Schriften der Wittheit zu Bremen, NF 12), Bremen 1989, S. 33–59.
- Wolfgang Seegrün, Das Papsttum und Skandinavien bis zur Vollendung der nordischen Kirchenorganisation (1164) (= Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 51), Neumünster 1967.
- Reinhart Staats, Der Geist der nordeuropäischen Mission von Willehad bis Adam von Bremen, in: Hospitium Ecclesiae. Forschungen zur Bremischen Kirchengeschichte, Bd. 18, Bremen 1991, S. 7–31.

Hans-Christoph Hoffmann

## Bremens mittelalterlicher Dom

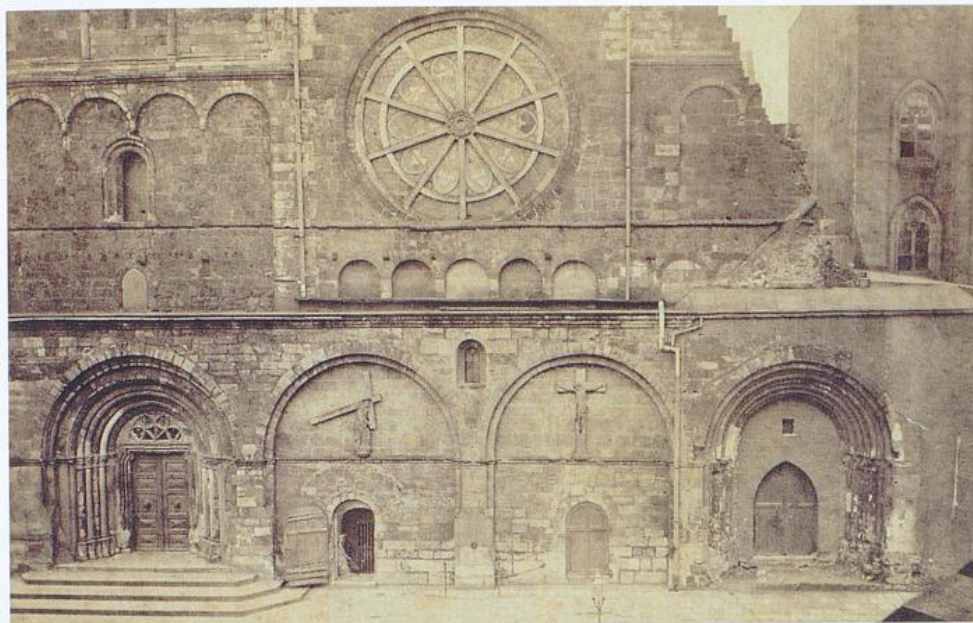
Eine Beschreibung des Doms aus der Zeit vor oder um 1520 kann sich nur im Ungefähren bewegen. Zu gering sind präzise Quellen, Berichte und Darstellungen, ganz besonders von dessen Ausstattung vor der Reformation, zu groß die Veränderungen am Äußeren dieses großen Baues. Am größten ist die Unsicherheit beim Ur-Dom des 11./12. Jahrhunderts, wo nicht nur die Spanne der Entstehungsdaten um wenigstens 60 Jahre auseinandergeht, sondern auch die Fragen nach der Grundfigur des Doms – Apsidenchor oder quadratischer Chor mit geradem Chorschluss, Vierungsturm, Bauleistung von Adalbert, Westbau mit Campanile – nicht abschließend geklärt sind. Doch auch aus der Summe der Fragen, die die Suche nach der spätmittelalterlichen Gestalt des Doms aufwirft,



*Karl d. Gr. und Willehad mit dem Modell des Doms, Wandgemälde im Bremer Rathaus von Bartholomäus Bruyn d. Ä., 1532*

lässt sich ein Bild gewinnen – ein ungefähres wenigstens. Eine Ursache für die Unsicherheiten ist der Verlust großer Teile des Domarchivs bis 1645 infolge der Zerstörung des Staatsarchivs in Hannover durch einen Luftangriff 1943.

Die älteste Darstellung des Doms, der wir ein hohes Maß an Wirklichkeitstreue nicht abstreiten können, befindet sich im Rathaus und dort als Wandbild im westlichen Teil der Nordwand der Oberen Rathauhalle. Das Bild ist auf das Jahr 1532 datiert, der Künstler war vermutlich Bartholomäus Bruyn d. Ä. Es zeigt die von den Domgründern Kaiser Karl dem Großen und Bischof Willehad gemeinsam gehaltene zweitürmige Westfront in außergewöhnlicher Detailfülle. Die wiederum lässt uns erkennen, dass sich bis 1887 gar nicht so viel verändert hatte, wie man durch den Verlust des Südturms annehmen möchte. Zwar war 1638 der kleinere Turm, der südliche, eingestürzt, über welches Unglück ein genauer Bericht vorliegt, doch zeigen Fotos aus der Zeit vor 1885, dass das Portal im Nordturm (das des eingestürzten Turms war identisch), die Gliederung der beiden Felder zwischen den Portalen, einschließlich ihres bildnerischen Schmucks, die Lage der hölzernen Galerie, die Jungfrauengruppe und endlich die Marienkrönung in der Giebelspitze der Darstellung auf dem Rathausbild entsprechen. So wird man letztlich glauben dürfen, dass es das, was auf den frühen Fotos nicht abgelichtet wurde – nämlich die fünf Figuren, die in der Sockelzone auf den Konsolen standen, eine Figur im Giebel des eingestürzten Turms und an diesem auch schon eine Uhr-, wirklich gegeben hat. Gegenüber diesem Bild kann die Darstellung des Doms in der Mitte der Brüstung des Westchors, entstanden um 1510, nur als eine Abbeviatur gesehen werden.



*Sockelzone der Westfront des Doms um 1885*

Baubeginn für den heutigen Dom war, nachdem der Vorgängerbau 1041 abgebrannt war, 1042 durch Erzbischof Bezelin. Jener abgebrannte Bau wird im Kern der gewesen sein, den (Erz-) Bischof Ansgar 860 geweiht hatte. Zur Zeit des Brandes hatte dieser alte Dom drei Schiffe und ein ausgesondertes Chorquadrat. Die absolute Größe jenes Baues, von dem bei der Domgrabung 1973–1975 nur geringe Mauerreste, Ausbruchgruben und Reste von Estrich gefunden wurden, ließ sich nicht feststellen, da der Westabschluss in den Bereich der jüngeren Westkrypta fiel. Aus den Befunden kann man aber auf etwa die halbe Größe des heutigen Baues schließen.

Bezelin habe, so berichtet Adam von Bremen, bald nach der Zerstörung des alten Doms mit der Wiedererrichtung eines neuen Doms begonnen. Weiter heißt es in dem Bericht des Adam von Bremen, dass Bezelin den Bau nach dem Vorbild des damaligen ottonischen Kölner Doms begonnen habe. Die Verbindung nach Köln lag nahe, war Bezelin doch, bevor er Erzbischof von Bremen wurde, Domherr in

Köln. Auf diese altherwürdige Kirche werden die Größe des Neubaus und der Westchor mit Krypta zurückgeführt. Nach wie vor ist jedoch die Frage offen, ob Bezelin auch die Ostkrypta geplant und begonnen hat: Köln besaß damals nur Ringkrypten unter Apsiden. Dagegen begann Bezelin im Westen mit dem Bau einer dreischiffigen Hallenkrypta, möglicherweise aber auch einer im Osten. Bei der Westkrypta ist allerdings zu überlegen, wie weit es sich bei ihr nicht eher um eine Unterkirche gehandelt haben könnte, durch deren Anlage erst die Erweiterung des Baugrundes über das im Bereich der Krypta bereits deutlich abfallende Gelände möglich wurde, denn ohne die Anlage der Krypta hätte der Baugrund deutlich aufgeschüttet werden müssen, was den Bau an dieser Stelle erheblich verzögert hätte. Ein zweites Vorbild wird in der Klosterkirche von Limburg a. d. Hardt, erbaut ab 1030, gesehen. Auf jenen Bau weisen die Bildung des Ostbaus mit geradem Chorschluss und das Querhaus mit Apsiden hin.

Sehr weit konnte Bezelins Neubau nicht gediehen sein, als er bereits ein Jahr nach Baube-

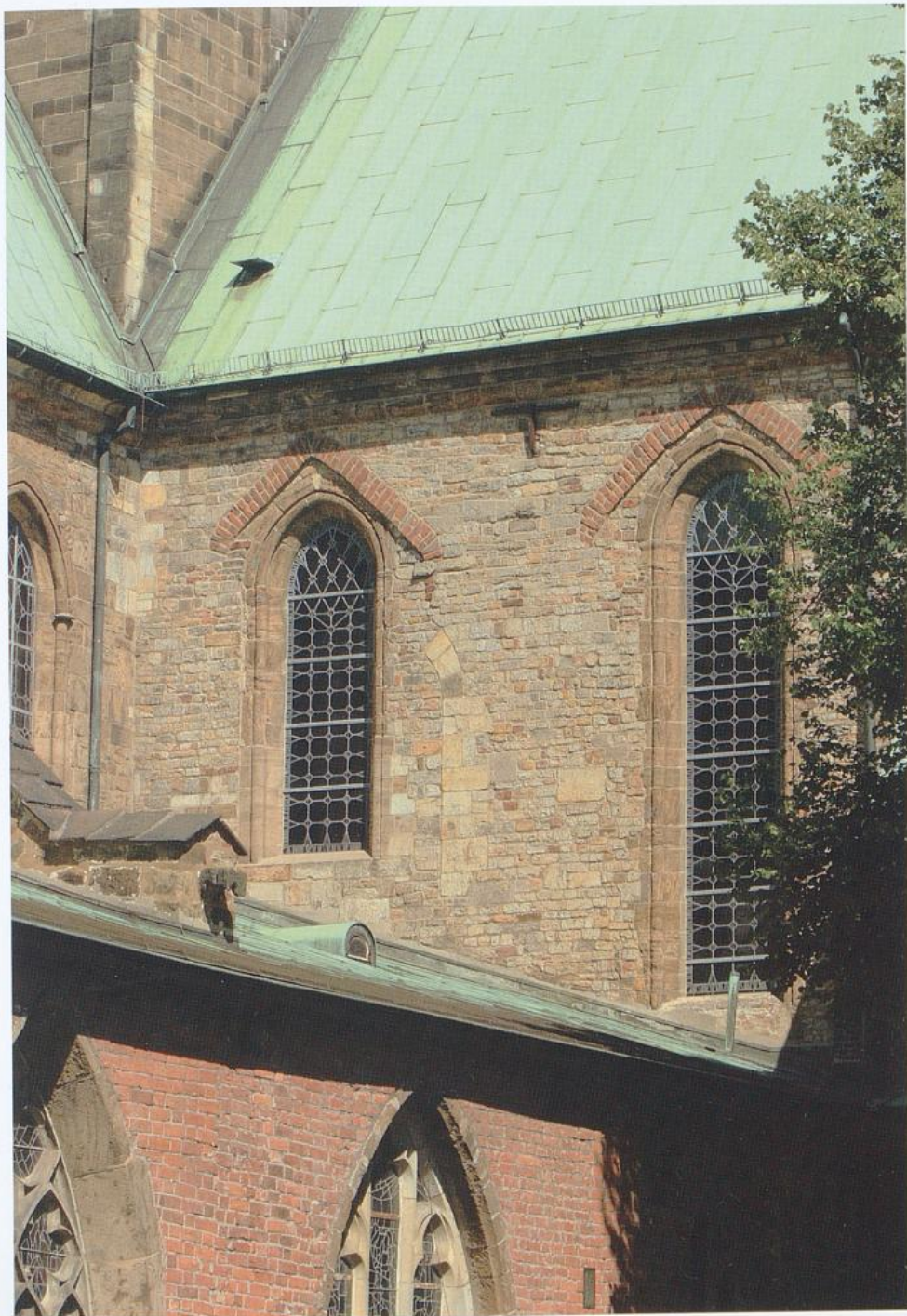
ginn starb. Sein Nachfolger, Erzbischof Adalbert, hat wohl zunächst an dem Konzept nichts Entscheidendes geändert, sondern mit aller Macht den Bau weiter betrieben. Adam von Bremen, der über die Verbindung zu Köln berichtet hatte, schrieb aber weiter, dass Adalbert den Bau nach dem Vorbild der Kathedrale von Benevent weitergebaut habe. Abgesehen davon, dass sich diese Aussage nicht mehr überprüfen lässt, weil auch der heutige Beneventer Bau eine andere Gestalt hat, wird es Adalbert kaum möglich gewesen sein, das von Bezelin Begonnene wieder abzureißen und nach italienischem Vorbild neu zu beginnen – das schließt aber Änderungen im Detail, besonders in der Ornamentik, nicht aus. Adam von Bremen berichtet weiter, dass Adalbert 1049 den Hauptaltar im Osten der Hl. Maria geweiht habe und um 1068 die Westkrypta dem Hl. Andreas. Wegen dieser Weihedaten wird heute in Zweifel gezogen, dass auch die Ostkrypta auf Bezelin zurückgeht, denn bevor Adalbert einen Hauptaltar im Osten hätte weihen können, hätte er, wenn es darunter



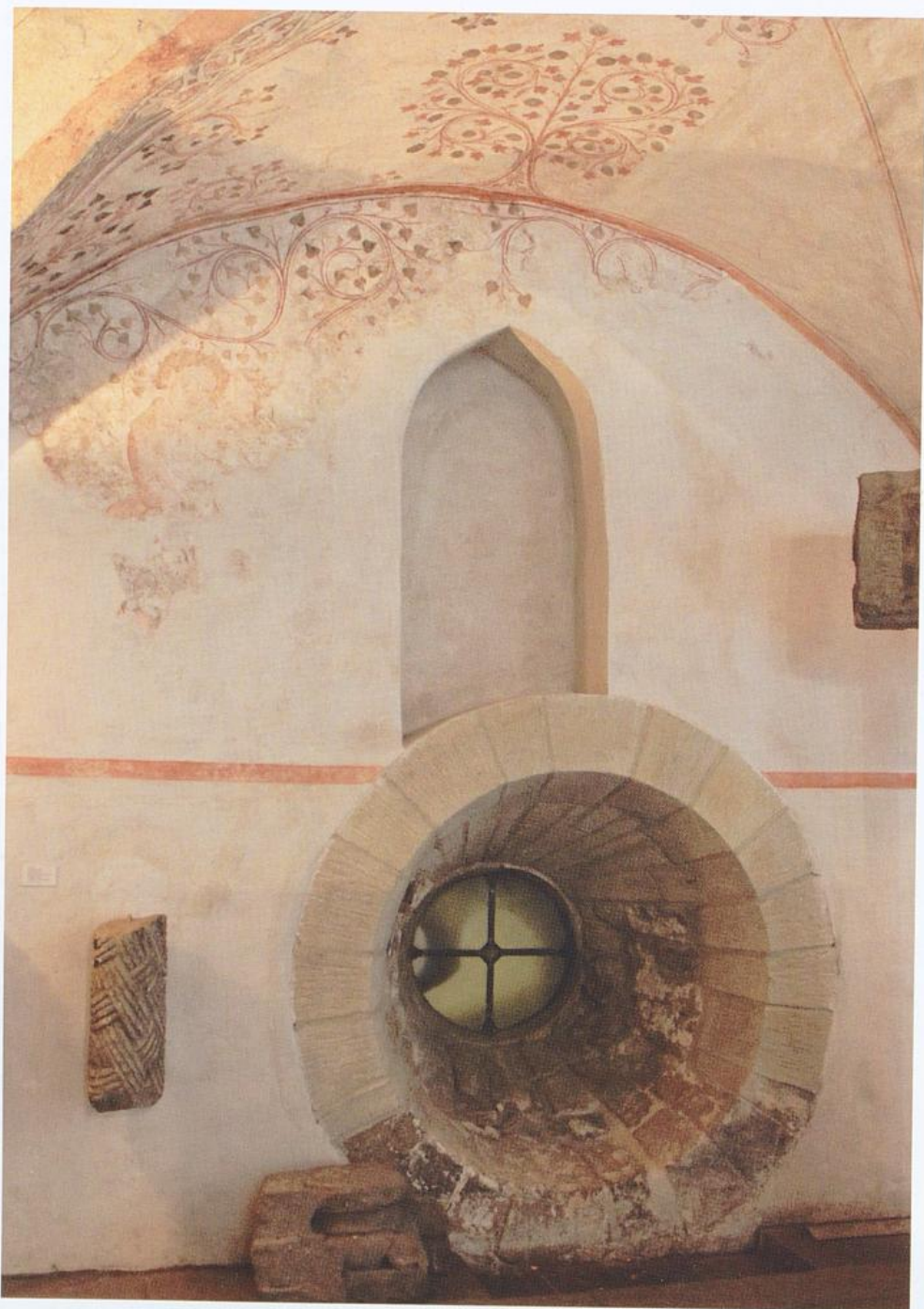
*Apsisfundament im heutigen Dom-Museum*

eine Krypta gegeben hätte, diese weihen müssen. Aber auch die Frage, wie weit Adalbert den Dombau vollenden konnte, wie viel aus der Zeit von Adalbert überhaupt im heutigen Dom vorhanden ist, ist unter Historikern und Kunsthistorikern nach wie vor strittig, denn ein starker, jedoch nicht oder nur ungefähr datierbarer Brandhorizont, der bei den Ausgrabungen von 1973–1975 zutage trat und in Teilen die Bankette der Langhausarkade überzog, könnte mit der überlieferten Zerstörung des Doms während des Pontifikats des Nachfolgers Liemar (1089) in Verbindung stehen. Ein abermaliger Neubau auf vorhandenen Fundamenten und unter Verwendung noch bestehender Teile, möglicherweise der Ostwand des südlichen Querhauses – die nach Beobachtungen von Ernst Ehrhardt große Brandschäden aufgewiesen haben soll – unter diesem Nachfolger, könnte auch am ehesten die Inschrift auf der Bleiplatte aus seinem Grab, »constructor huius ecclesiae« erklären. Auch stilkritische Beobachtungen weisen darauf, dass der Dom, wenigstens in Teilen, so das Langhaus, erst unter den Nachfolgern von Adalbert – das waren Liemar (1072–1101), Humbert (1101–1104) und Friedrich (1104–1123) – vollendet wurde. Die Westkrypta in ihrer ursprünglichen Gestalt wird man Adalbert jedoch nicht absprechen können.

So darf als gesichert angesehen werden, dass während des Pontifikats von Erzbischof Friedrich der romanische Dom fertig wurde. Dahin weisen stilistische Merkmale, aber auch die Zeit, die es brauchte, um ein so großes Bauwerk zu errichten. Dieser Dom muss als dreischiffige, flach gedeckte Basilika in gebundenem System errichtet worden sein. Gebundenes System heißt, dass Chor, Vierung und beide Querhausarme aus jeweils gleich großen Quadraten bestanden, das Langhaus aus vier Quadraten, der Westchor samt Westkrypta wiederum aus einem Quadrat; die Seitenschiffe waren halb so breit wie das Mittelschiff. Die Ostkrypta unter Chor und Vierung, deren Datierung nach wie vor schwankt, die aber nach Beobachtungen während der Restaurierung 1982 in einem Zuge errichtet worden sein soll, ist mit drei etwa gleich



*Westwand des südlichen Querhausarmes*



*Rundfenster der Ostkrypta in der südlichen Kapelle (heute Dom-Museum) mit Ausmalung um 1400*



*Kapitell in der Ostkrypta*

breiten Schiffen und neun Jochen mit Kreuzgratgewölben außergewöhnlich groß. Die um 1068 geweihte Westkrypta entsprach mit ihren drei mal drei Jochen der Größe des Vierungsquadrats. Die beiden Querhausarme, auch sie wohl noch Reste des Adalbertbaues, besaßen Apsiden, die außen durch Lisenen gegliedert waren. Über die Westfront des frühromanischen Baues liegen keine gesicherten Erkenntnisse vor, aber manche Vermutungen.

Von diesem Bau des späten 11. und frühen 12. Jahrhunderts ist mehr erhalten, als man auf den ersten Blick wahrnimmt, nämlich beide Krypten – die im Osten nahezu unverändert, die im Westen verändert –, Ostchor, Vierung und Querhaus sowie die beiden Langhausarkaden. Auch das Fundament einer der Apsiden von den Querhausarmen ist am Eingang zum Dommuseum mit einem Stück des aufgehenden Mauerwerks mit einer Lisene erhalten. Am Außenbau

blieben von dem romanischen gleichmäßigen Bruchsteinmauerwerk Reste der West- und Ostwände des südlichen Querhausarmes übrig (einen schönen Blick auf die Westwand des südlichen Querhauses hat man vom Glockengarten).

Die große Nähe des Ostbaus, besonders der Ostkrypta, zur Klosterkirche von Limburg a. d. Hardt ist evident. Das zeigt sich nicht nur an dem geraden Chorschluss und den Apsiden mit Lisenengliederung an den Querhauswänden, sondern auch an Details in der Ostkrypta, etwa den Würfelkapitellen mit scharfem Rand und dem Wechsel von Sechseck- und Rundfenstern, von denen sich in der Ostkrypta noch bauzeitliche Reste erhalten haben. Indes, selbst wenn Bezelin der Grundsteinlegung am 12. Juli 1030, demselben Tag, an dem auch der Grundstein für den Dom zu Speyer gelegt worden war, als Mitglied der Hofkapelle beigewohnt haben sollte, kann er, sogar wenn es ein Modell gegeben

haben sollte, die Kenntnis solcher Details nicht mit nach Bremen gebracht haben. Dies konnten erst die Nachfolger, von denen Adalbert, dessen Blick aber wohl mehr auf Italien ausgerichtet war, ausscheiden dürfte.

Überzeugende Hinweise auf einen Vierungsturm dieses Liemar-Hoger-Friedrich Baues gibt es nicht, auch nicht auf Türme im Osten – leider aber auch nicht auf das Aussehen der zu diesem Bau gehörenden Westfront. Nicht undenkbar wäre die Anlage von zwei kleineren Türmen über den Endjochen der Seitenschiffe mit anhängenden Treppentürmen – das könnte die romanische Fenstergruppe in der Nordwand des Westchors erklären. Zu dieser Front würde dann auch das in das 11. Jahrhundert datierte Relief des thronenden Christus mit Schlüssel und Buch in den erhobenen Händen und einer Stifterfigur, wohl als Tympanon, passen (heute in der Westkrypta).



*Säule an einem Pfeiler mit umgedrehter Säulenbasis unter einem Kämpfer, Westkrypta. An der Wand im Hintergrund ein profiliertes Gesims*

Mit der Anlage der uns heute so vertrauten Zweiturmfront, auch wenn diese mit der ursprünglichen nicht mehr allzu viel gemein hat, wird schon im 12. Jahrhundert begonnen worden sein, denn die groben Veränderungen in der Westkrypta und die Erweiterung des Westchores um den Teil, in dem heute die Orgel steht, können nur im Zusammenhang mit dem Bau von Türmen vor dem bestehenden Bau gesehen werden. Diese Turmfront wurde vor dem bestehenden Bau errichtet, sodass dieser von den erneuten Bauarbeiten zunächst wenig berührt wurde. Die einander zugewandten Seiten (Nord- und Südwand) fluchteten mit den Mittelschiffwänden, doch griffen sie seitlich um fast die halbe Breite der Seitenschiffe aus; im Grundriss waren sie quadratisch. Westkrypta und Westchor wurden um die Tiefe der Türme nach Westen verlängert. Dies könnte zunächst anders geplant gewesen sein, denn die im Westen der Westkrypta stehenden beiden Halbsäulen mit Resten von Mauerwerk im Rücken stehen in keinem Zusammenhang mit einerseits dem frühromanischen Dom und andererseits dem Westbau der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Auch ist noch keine Antwort gefunden für das dortige Gesimsstück am Sockel des Nordturms, sofern man nicht der Theorie eines italianisierenden Campanile zu folgen vermag oder der Hypothese, dass die Mitte der Westfront zunächst unberührt gelassen werden sollte und das Gesimsstück diesen Rücksprung markierte.

Die ersten drei, jeweils durch Gesimse getrennten Geschosse der Türme waren romanisch. Im Erdgeschoss wurde die Front durch vier breite Bögen gegliedert. Von denen nehmen die beiden äußeren die Portale auf. Die inneren stehen vor der dreischiffigen (!) Krypta. An diesen finden wir im späten 15. Jahrhundert Bildnisse des kreuztragenden und des gekreuzigten Christus, beides westfälische Arbeiten. Die Portale besaßen tiefe Gewände, die romanischen Tympana sind nicht bekannt, später gab es dort spätgotische Maßwerke – das des Portals im Nordturm ist noch durch eine Fotografie von vor 1887 belegt. Die weiteren Geschosse treten



*Ansicht des Doms, Holzschnitt, unbekannter Künstler, 1835*

gegenüber dem Sockel um etwa 1,5 m zurück. Auf diesem Rücksprung war eine hölzerne Galerie gebaut, von der aus bei den großen »Heiltums-Schauen« die Schätze der Domkirche gezeigt wurden. Die Wandflächen dieses Geschosses wurden durch Blindbögen gegliedert. Das folgende Geschoss war durch dünne Halbsäulen mit Basen und Kapitellen in drei Felder unterteilt, die jeweils mit einer doppelten Bogenstellung schlossen. Das Mittelfeld wies,

auf den Rücksprung aufgesetzt, als Hintergrund der Heiltumsgalerie eine fünfteilige Bogenstellung auf. Auch die sehr einfache Rose wird man dem ersten Bauabschnitt, der in das 13. Jahrhundert gereicht haben kann, zuweisen.

So weit können die Türme in das 12. und frühe 13. Jahrhundert datiert werden. Das vierte Turmgeschoss wurde erst unter Erzbischof Giselbert (1274–1306) aufgesetzt, es zeigt paarweise zusammengefasste spitzbogige Blind-



*Der eingestürzte Südturm. Ausschnitt aus einem anonymen Ölbild, wohl des 18. Jhs.*

nischen. Ob dies auch für den südlichen Turm galt, ist auf dem Rathausbild nicht deutlich zu erkennen. Unter dem Struktur und Ratsherrn Heinrich Doneldey erhielt der Nordturm noch zwei weitere Geschosse, wovon das erste fast zierlich mit lanzettartig schmalen Blendnischen gegliedert war, das letzte aber zwei spitzbogige Blendnischen mit Fenstern enthielt. Über einem geschlossenen Block erhob sich dann die Turmspitze. Sie wurde wenigstens zweimal zerstört und nur notdürftig repariert. Der Südturm besaß schon 1532 keine Spitze, sondern ein Kreuzdach. Die Giebelfront zwischen den Türmen besaß über dem Sockel mit zwei großen Bogenfeldern eine Rose mit ursprünglich einer einfachen Speichenteilung und im Giebelfeld ein Programm, das mit einer Marienkrönung und den darunter angeordneten fünf klugen und fünf törichten Jungfrauen auf ein Marienpatrozinium hinwies.

Indem Westchor und -krypta bis auf die Flucht der Türme vorgezogen wurden, musste nicht nur die Krypta umgebaut werden – die

Erweiterung ist dort deutlich zu erkennen –, sondern auch der Westchor, und dort wird man mit der Einwölbung des Doms mit einem einfachen Kreuzgratgewölbe aus Tuffstein begonnen haben. Auch die beiden westlichsten Joche der Seitenschiffe (nur im Süden erhalten) waren noch spätromanisch und aus Tuffstein gewölbt.

1224 erwirkte Erzbischof Gerhard II., gebürtig aus Lippe in Westfalen, einen päpstlichen Ablassbrief, der ihm erlaubte, die Wölbung zügig weiterzuführen. Zunächst wurden die beiden Seitenschiffe gewölbt und zwar durch eine Bauhütte aus seiner Heimat, die, nachdem die Seitenschiffe des Doms gewölbt waren, in Unser Lieben Frauen und noch später in Berne nachzuweisen ist. Diese Gewölbe gehören mit kräftigen, wulstigen Gurtbögen, Kreuz- und Scheitelrippen, wie auch mit den – den alten Pfeilern vorgelegten – Diensten und Kelchkapitellen, dem Übergangsstil (Übergang von Romanik zu Gotik) an. Chor, Vierung und Mittelschiff sind dagegen schon moderner, mit schlanken, gebündelten Diensten, die bis zu den Gewölbeanfängen reichen und Blattkapitelle trugen. Das gebundene System wurde zunächst beibehalten, indem jedes Feld durch einen Gurtbogen von dem benachbarten getrennt ist, von dort auch zwei Kreuzrippen aufsteigen, während von den Zwischenpfeilern eine weitere Rippe das Gewölbefeld teilt; allerdings fehlt eine Scheitelrippe, und so bleibt das quadratische Grundraster erhalten. Zu dieser Wölbung gehört, dass die Obergadenwände bis auf die äußere Mauer-schicht ausgedünnt wurden und große, bis auf den Umgang reichende Fenster das Mittelschiff beleuchten. Bei der Wölbung der Querschiffarme wurde der nächste Schritt in Richtung Gotik getan, indem das bis dahin dominierende quadratische Schema ganz aufgegeben, die Gewölberippen nicht mehr von einer Ecke des Quadrates in die gegenüberliegende gespannt wurden, sondern ein Gurtbogen das Quadrat in zwei rechteckige Felder teilte und so engere Gewölbefelder entstanden.

Auch die äußere Ansicht des Domes änderte sich durch den Einbau von Gewölben, indem



Reich gegliederter Pfeiler im Nordschiff

er durch die Reihung der zur Abstützung der Gewölbe erforderlichen Strebepfeiler eine neue Gliederung, Taktung, erhielt und breiter wurde. In die durch die Strebepfeiler gebildeten Nischen wurden auf der Südseite im folgenden Jahrhundert Kapellen angebaut, ebenso zu beiden Seiten des Chors, wobei Bauherr der im Süden gebauten Kapelle Bürgermeister Johann Hemeling war, der von 1390–1421 Struktuar, also Bauherr des Domes war.

Die letzte Bauleistung von Erzbischof und Domkapitel vor der Reformation war der Bau der Nordschiffhalle in den Jahren 1502–1522. Sie veränderte das Bild des Doms nicht weniger, als es 300 Jahre früher der Bau der Gewölbe tat.

Der Bau dieses riesigen Hallenseitenschiffs war konstruktiv wie künstlerisch eine außerordentliche Leistung des mit diesem Bauvorhaben beauftragten Baumeisters Cord Poppelken, einem Geistlichen aus Osnabrück. Technisch war das Projekt schwierig, auch gewagt, weil mit dem Abbruch des nördlichen Seitenschiffs auch die Strebepfeiler abgetragen werden mussten und ebenso die Wandabschnitte des Obergadens des Mittelschiffs bis auf die Pfeiler und Dienste der Mittelschiffsgewölbe. Künstlerisch ist das neue Seitenschiff ein nicht eben häufiges Beispiel für einen sensiblen Umgang mit einem überkommenen Bau zu Beginn des 16. Jahrhunderts, einer Zeit, die in ihren Bauleistungen sonst mit viel Selbstbewusstsein auftrat. Die Fortschreibung vorhandener Bauelemente zeigt sich in der Übernahme der originalen Basen, Dienste und Kapitelle des abgebrochenen Nordschiffs aus dem 12. Jahrhundert, in der Übernahme des Gesimses über der Hauptschiffarkade auch auf der Seite des neuen Seitenschiffs sowie der Blendbogengalerie und dem Laufgang, beides auch auf der neu errichteten Nordwand. Die alten, halbrunden Pfeilervorlagen verlängerte Poppelken bis auf die gegenüber dem Mittelschiff etwas niedrigeren Gewölbeanfänger, von denen aus jeweils sechs Rippen aufsteigen, die mit ihren Kreuzungen das Netzgewölbe bilden. Der nördliche Querhausflügel wurde entsprechend der Langseite durch Arkaden geöffnet, wobei allerdings nicht nur die oberen beiden

Öffnungen Spitzbögen zeigten. Dadurch wurde die Halle um das nördliche Querhaus erweitert, was zusätzlich großartige Durchblicke bot – von diesen vier Bögen ist nur noch ein einziger offen geblieben.

Einen eigenen Akzent setzte der Baumeister in der Folge der Fenster auf der Nordseite: Während er an sieben Achsen die Arkaden zwischen Mittel- und Nordschiff auf die Nordwand übertrug, indem er jeweils zwei Fenster übereinander anordnete, hat er in der vierten Achse von Westen über einer Pforte zum Domshof ein großes Fenster mit reicher Maßwerkteilung eingebaut. Dieser Eingang an der Nordseite schloss mit einem Bogen und hatte im Bogenfeld ein Maßwerk, das dem der Portale der Westfront entsprach.

Die Bauarbeiten endeten nach übereinstimmenden Berichten 1522, in dem Jahr, als Heinrich von Zütphen die erste evangelische Predigt in einer Kapelle der Ansgarikirche gehalten hatte. Infolge der dann einsetzenden Reformation werden die Spendenzuflüsse, die wohl auch schon vorher nicht üppig gewesen sein werden, eingebrochen und deshalb weitere Arbeiten eingestellt worden sein. Es ist unverkennbar, dass der Bau nicht fertig geworden ist. Kein Baumeister hätte die Nordfront ohne Abschlussgesims, ohne einen Giebel als Abschluss des nördlichen Querhauses, abgedeckt nur durch ein fast flaches Dach, stehen lassen, was in der Folge eine Quelle dauernder baulicher Schäden war, bis die Maßnahmen des ausgehenden 19. Jahrhunderts unter Franz Schütte als Bauherrn und Max Salzmann als Architekten diese Mängel beseitigten.

Zeitgleich mit dem Bau des vergrößerten Nordschiffs entstanden die Emporenbrüstung als neuer Abschluss des Westchors, auf dem seit dem 15./16. Jahrhundert die Orgel Platz fand, sowie die beiden filigranen steinernen Brüstungen an den Ostseiten der Querhausarme. Die Orgelbrüstung, häufig, wiewohl fälschlich, als Lettner bezeichnet, kann einem Evert van Roden, dem Meister des Hochaltars der Osnabrücker Johanniskirche, zugeschrieben werden; eine Verbindung zwischen der Wahl

dieses Meisters und dem Baumeister Poppelken aus Osnabrück darf angenommen werden. Auf ihr sind beiderseits der Gründer des Doms – Karls des Großen und des Bischofs Willehad mit dem Modell des Doms – die Heiligen Corona, Emma von Lesum (in Bremen zeitweilig als Heilige verehrt), weiter vermutlich die Heiligen Viktor und Mauritius dargestellt, neben vier Bischöfen, die bisher nicht näher bestimmt werden konnten. Auch vier im Dom an verschiedenen Stellen erhaltene Bildwerke, eine Maria mit Kind, ein Hl. Dionysius, ein Hl. Rochus (neuerdings als Hl. Jacobus d. Ä. gesehen) und ein Hl. Papst, werden mit dem Bau der Westchorbrüstung in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen.

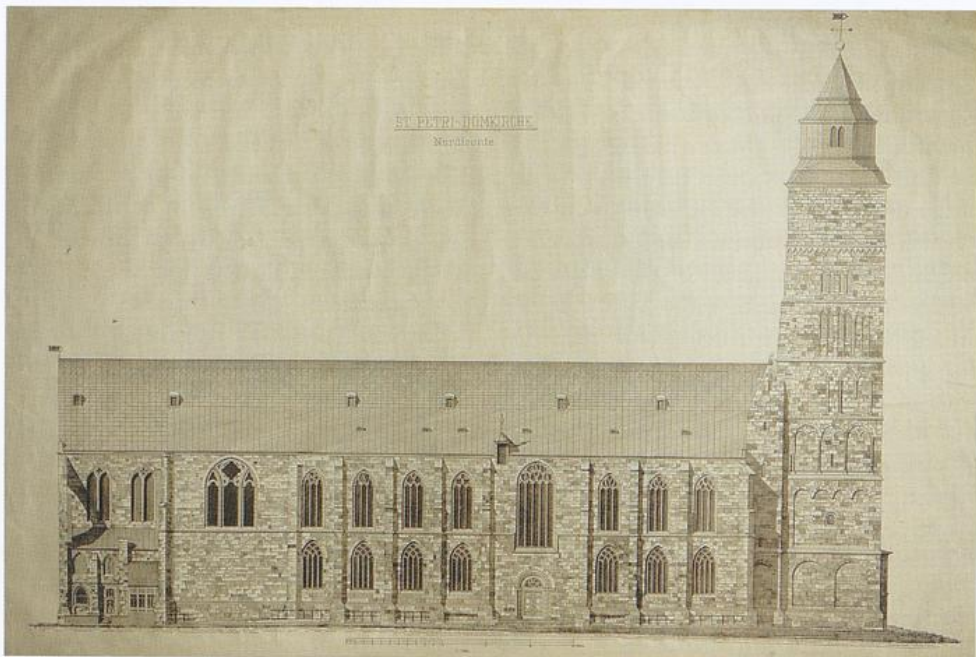
Auch die Farbgebung des Doms und seine Ausstattung mit Altären, Gedenkstätten, Gestühlen, Orgeln und der Kanzel unterlagen großen Wandlungen. Im 15. Jahrhundert war der

Dom ausgemalt: Die Wände waren auf weißem Grund gequadrat, Dienste und Gewölbe farbig. Auch gehen die Malereien an den Gewölben des südlichen Seitenschiffs und des nördlichen auf Befunde zurück. Es gab ferner bildliche Darstellungen, von denen ein Schweißstuch der Hl. Veronika, ein Christus in der Mandorla, eine Gruppe Jünger am Garten Gethsemane und ein Bischof erhalten sind; eine Weltgerichtsdarstellung konnte 1899 nicht bewahrt werden. In der südlichen Kapelle neben dem Chor gibt es noch eine reiche Ausmalung des 14. Jahrhunderts.

Von dem reichen Bestand der Altäre – für die Zeit um 1510 sind über 50 Altarstiftungen namentlich genannt – ist, obwohl für den Dom keine ikonoklastische Aktion überliefert ist, nichts erhalten. Von dem der Hl. Maria geweihten, zur Zeit der Reformation benutzten Hochaltar ist nur überliefert, dass er ein Flügelaltar



*St. Petri-Dom, Achse des sogenannten Brautportals an der Nordfront*



*Ansicht der Nordfront vor der Restaurierung, W. Below, vor 1887*

war, dessen Bilder und Figuren im 17. Jahrhundert nicht mehr bekannt waren. Es ist zu vermuten, dass das 1689 beschriebene Gehäuse die »silbernen Tafeln« des Bauherrn Johann von Hemeling barg. Aus den Informationen, die über die Reste dieses gotischen Schreins überliefert sind, kann man sich vorstellen, dass diese »Tafeln« silberne Figuren enthielten – von vergleichbaren Altären wissen wir aus Hamburg und Lüneburg. Ein Sonderfall ist der kostbare Reliquienschrein der Heiligen Cosmas und Damian aus dem frühen 15. Jahrhundert, der, ebenfalls von Johann von Hemeling in Auftrag gegeben, die Reformationswirren zwar überstanden hatte, 1648/49 jedoch vom Domkapitel an Kurfürst Maximilian von Bayern verkauft worden war.

Es blieben das bronzene Taufbecken aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, sieben Wangen vom geschnittenen Chorgestühl und zwei Wangen, die wohl zu einem Bischof- oder Levitenstuhl gehört hatten, sowie die steinerne Figur der Hl. Dorothea mit einer Stifterfigur, die einem Bildhauer aus Böhmen zugeschrieben wird

und wohl ursprünglich zu einem Altar gehörte. Auch einige steinerne Gedenksteine zählen noch zum vorreformatorischen Bestand.

Das bronzene Taufbecken ist eine niederdeutsche Arbeit um 1230. Es ruht auf vier Löwenreitern, die Wandung zeigt zwei durch einen Palmettenfries getrennte Arkadenreihen mit den Darstellungen von Christus und Heiligen.

Vom Chorgestühl, entstanden um 1360 bis etwa 1380 und bis 1822 nahezu vollständig erhalten, sind noch sieben Wangen vorhanden. Sie gehören zu den bedeutendsten Werken niederdeutscher Bildschnitzerkunst mit Verbindungen nach Magdeburg und Lüneburg. Die Bilder auf den hohen Wangen zeigen Szenen aus dem Neuen Testament, die der niederen solche aus dem Alten Testament, darunter als politische Demonstration eine Darstellung aus der Geschichte der Makkabäer, die mit der Auseinandersetzung zwischen Erzbischof und Stadt im Jahre 1366 in Verbindung gebracht wird.

In den hier abgehandelten Zeitrahmen bis zum Ausbruch der Reformation gehören auch

ein zur Sakramentsnische auf dem Hohen Chor zählendes Abendmahlsrelief (im Dom-Museum), ein Relief mit der Darstellung der Heiligen Sippe und einige Grabdenkmäler und Epitaphien, so die für Propst Berthold Rantzau, Friedrich Schulte, Gerhard Oldewage und Gerhard Brandis. Der große Reichtum an Epitaphien des späten 16. und frühen 17. Jahrhunderts, der an die Stelle der vielen Altäre getreten

ist, gehört jedoch in die nachreformatorische Geschichte des St. Petri-Doms.

Unter der sichtbaren äußeren Schale des späten 19. Jahrhunderts, die, darüber kann kein Zweifel bestehen, den Dom im letzten Krieg gerettet hat, verbirgt sich also ein mittelalterliches Werk, das, nach den Bedürfnissen der jeweiligen Erbauer gestaltet, viele Wandlungen erfahren hat.

## Literaturauswahl

Karl Heinz Brandt, Ausgrabungen im Bremer St.-Petri-Dom 1974–76. Ein Vorbericht, Bremen 1977, S. 11–33.

Walter Dietsch, Der Dom St. Petri zu Bremen. Geschichte und Kunst, Bremen 1978.

Siegfried Fliedner, Zur Baugeschichte des Nordseitenschiffs des Bremer Doms, in: Bremisches Jahrbuch, 43, 1951, S. 325–341.

Ders., Der frühromanische Dom zu Bremen, in: Der Bremer Dom, Baugeschichte, Ausgrabungen, Kunstschatze. Handbuch und Katalog zur Sonderausstellung vom 17. Juni bis 30. September 1979 im Bremer Landesmuseum, Bremen 1979, S. 9–55.

Reinhard Karrenbrock, Evert van Roden, Der Meister des Hochaltars der Osnabrücker

Johanniskirche. Ein Beitrag zur westfälischen Skulptur (= Osnabrücker Geschichtsquellen und Forschungen, Bd. 31), Osnabrück 1992.

Uwe Lobbedey, Der romanische Dom in Bremen, ein Werk Erzbischof Liemars (1072–1101), in: Frühmittelalterliche Studien, Jahrbuch des Instituts für Frühmittelalterforschung der Universität Münster, 19, 1985, S. 312–329 und Tafeln.

Helen Rosenau, Zur mittelalterlichen Baugeschichte des Bremer Domes, in: Bremisches Jahrbuch, 33, 1931, S. 1–36.

Rudolf Stein, Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen (= Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, Bd. 2), Bremen 1962.

Georg Skalecki

## Denkmalpflegerische Grundsätze für die Sanierung des Bremer Doms\*

Ziel von Denkmalpflege ist es grundsätzlich, Denkmäler zu erhalten in der uns überlieferten Form, als Zeugnis vergangener Zeiten inklusive aller Spuren, auch der jüngeren Geschichte. Um dies zu erreichen, müssen Denkmäler so gepflegt werden, dass sie keinen Schaden nehmen, und deshalb sind prophylaktische Maßnahmen wichtig, um frühzeitig dafür zu sorgen, dass nicht mangels Bauunterhalt spätere schlimmere Schäden entstehen können. Der Erhalt von Originalsubstanz ist oberster Grundsatz.

Am St. Petri-Dom in Bremen sind in der vergangenen Zeit die Beobachtungen gemacht worden, dass sich im Sandstein Risse gebildet haben, die sogar in Einzelfällen dafür gesorgt haben, dass kleinere Steinteile herunterfielen. Daraufhin wurde von der Domgemeinde und der Bauabteilung der Bremischen Evangelischen Kirche beschlossen, eine umfangreiche Zustandskontrolle und in der Folge eine Sanierung durchzuführen.

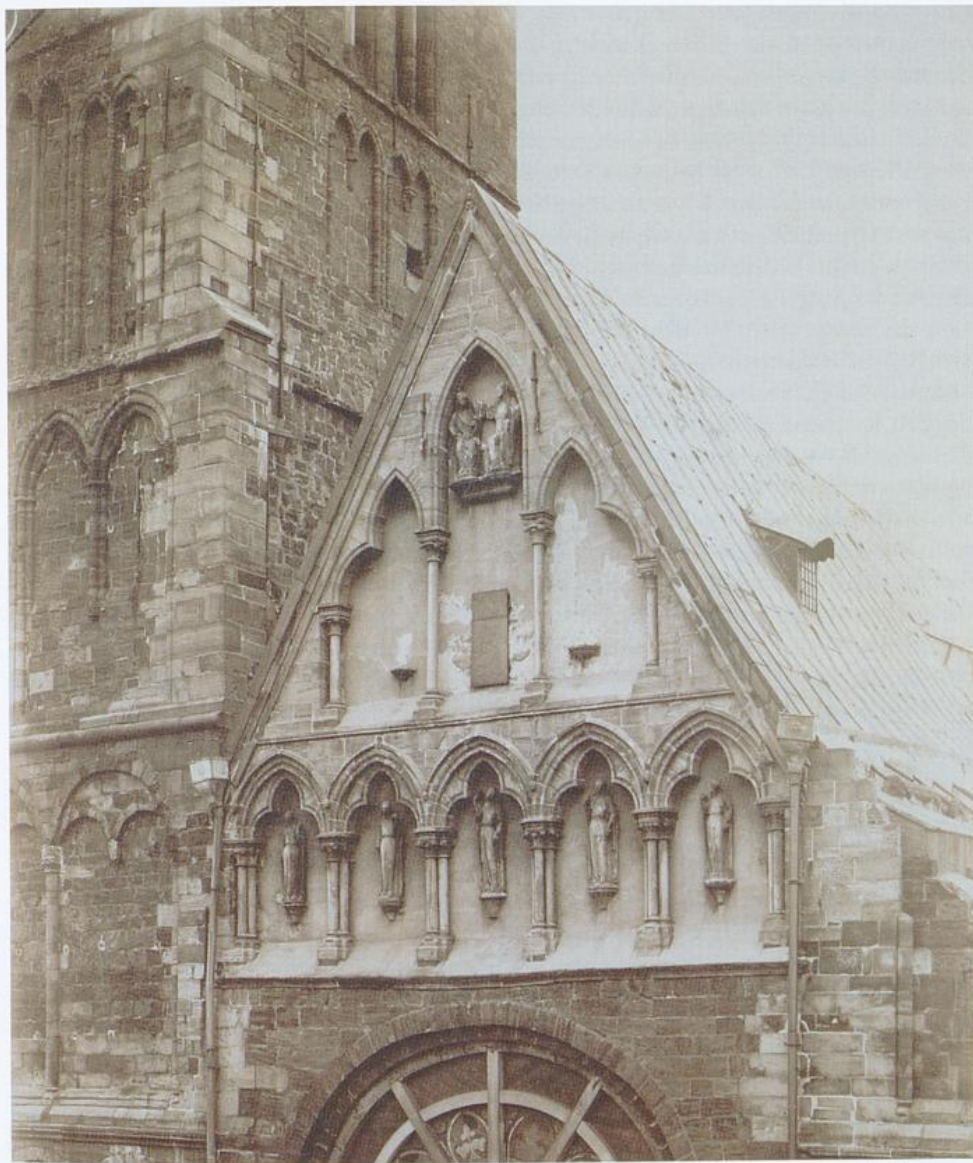
Diese Sanierung, zu deren denkmalpflegerischen Grundsätzen in der Folge einiges ausgeführt werden soll, wurde in den zurückliegenden Jahren bauabschnittsweise durchgeführt. Die Maßnahmen wurden im Wesentlichen aus Mitteln der Bremischen Evangelischen Kirche finanziert, unterstützt von Zuschüssen des Landes Bremen, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und des Beauftragten für Kultur und Medien der Bundesregierung (BKM) sowie von anderen Spendern. Die denkmalpflegerische

Begleitung lag beim Landesamt für Denkmalpflege Bremen, namentlich dem Autor. Die bauherrnseitige Überwachung leistete die Bauabteilung der Bremischen Evangelischen Kirche, Axel Krause, Planung und Ausschreibung lagen beim Architekturbüro Angelis und Partner, Onno Folkerts, die steinrestauratorischen Maßnahmen wurden von der Firma Ellenberger durchgeführt, verantwortlich geleitet von Gerhard Buchenau und Inga Thiele-Wittig, materialkundliche Untersuchungen, vor und während der Bauphase, führte die Materialprüfungsanstalt Bremen, Herbert Juling und Frank Schlütter, durch. Viele weitere Fachplaner, Handwerker und Restauratoren waren an der Maßnahme beteiligt.

Vor Beginn jeder Sanierungsmaßnahme an einem historischen Bauwerk muss man sich zunächst der Geschichte und des überlieferten Bestandes vergewissern, um das Denkmal in seiner eigentlichen Aussage zu verstehen und bei den anstehenden Eingriffen die Originalsubstanz entsprechend ihrer Wertigkeit angemessen behandeln zu können. Dieser denkmalpflegerische Grundsatz ist sehr wichtig, denn nur aus der genauen Kenntnis der Geschichte heraus wissen wir, welchen Stellenwert einzelne Teile haben. Die Spuren der Geschichte sind zu bewerten: Handelt es sich um bedeutende Veränderungen, die selbst einen Denkmalwert besitzen, oder nur um Störungen? Aus der Bedeutung heraus folgt der denkmalpflegerische Umgang.

Deshalb steht auch hier die Baugeschichte am Anfang. Die Baugeschichte des bestehenden Bremer Doms lässt sich in zwei Hauptphasen unterteilen. Der Dom besitzt noch in ganz wesentlichen Teilen Substanz des 11. Jahrhunderts und wird trotz der umfangreichen Sanierungen

\* Geringfügig veränderte Fassung von: Georg Skalecki, Denkmalpflegerische Grundsätze für die Sanierung des Bremer Doms, in: Erhalten historischer Bauwerke e. V. Karlsruhe (Hg.): Ingenieurbauwerke aus Natursteinmauerwerk. Kongress Ingenieurbautage vom 25.-26. Oktober 2012 in Freiburg, Tagungsband, Stuttgart 2012, S. 7-18.



*Bremen, St. Petri-Dom, Detail der Westfront vor Beginn der Restaurierung, 1888*

des späten 19. Jahrhunderts von dieser mittelalterlichen Bauphase geprägt. Die Gründung des Doms erfolgte im 8. Jahrhundert, als auf Weisung Karls des Großen 789 eine erste Bischofskirche an dieser Stelle geweiht wurde. Im Sachsenaufstand wurde diese wohl zunächst in Holz errichtete Kirche zerstört. 805 begann

man mit dem ersten Steinbau, der dann bis zu einem Brand im Jahre 1041 mehrfach vergrößert und umgebaut wurde. Die Reste dieser Vorgängerkirche wurden bei archäologischen Untersuchungen im Mittelschiff des heutigen Doms nachgewiesen. Im Jahre 1041 wurde die inzwischen mehrfach vergrößerte Kirche Opfer

einer Feuersbrunst. Unter Erzbischof Bezelin begann man daraufhin einen umfassenden und deutlich größeren Neubau, der schließlich bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, besonders unter Bischof Liemar (1072–1101), zu Ende gebracht wurde. Dieser Bau ist bis heute der Kern des bestehenden Bremer Doms. Der mächtige Neubau des 11. Jahrhunderts war Zeugnis für das bis dahin zu größter Bedeutung angewachsene Erzbistum, das Ausgangspunkt für die Missionierung des europäischen Nordens war und verantwortlich für zahlreiche Suffraganbistümer in Skandinavien und im Baltikum wurde. Quellen der Zeit benennen Bremen als das »Rom des Nordens«, da von hier der gesamte europäische Norden erschlossen wurde, was unter anderem auch in bedeutenden Zeugnissen der Historiografie Niederschlag gefunden hat, in denen sich die ersten Aufzeichnungen und Beschreibungen von Skandinavien, dem Baltikum sowie von Island, Grönland und der nordamerikanischen Küste finden. Aufgrund dieser besonderen Bedeutung wundert es auch nicht, dass ein Bauwerk entstand, das sich mit den großen romanischen Domen Deutschlands messen kann. Kontakte ins Reich, besonders in die Rheinlande sowie bis hin nach Italien, sind belegt und haben den Domneubau beeinflusst bzw. geprägt. Die Ausmaße des Bremer Doms entsprechen exakt den Maßen des bedeutenden karolingischen Kölner Doms, der im 11. Jh. noch bestand, also dem Vorgänger des heutigen Kölner Doms.

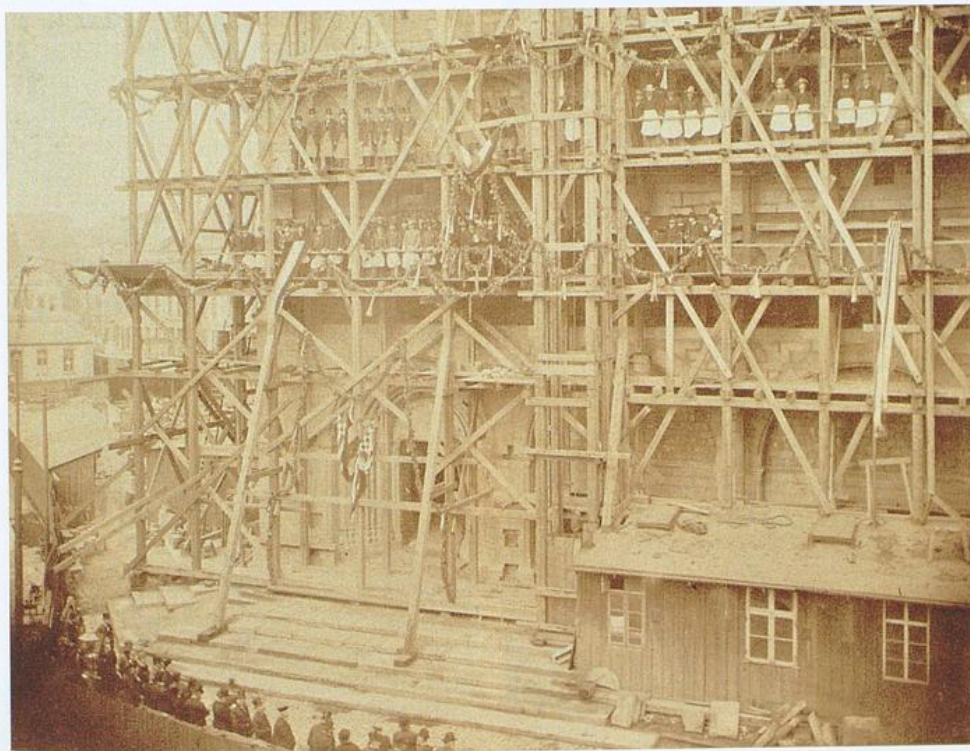
Dieser große Domneubau des 11. Jahrhunderts in Bremen mit zwei Krypten, einem Querhaus und im gebundenen System war zunächst ungewölbt. Er besaß nur eine Flachdecke als oberen Abschluss. Entscheidende Veränderungen erfuhr dieser Bau unter Erzbischof Gerhard II. (1219–1258), als die Kirche ihr heutiges Gewölbe erhielt. Gleichzeitig wurden vor die bisher wohl als Giebelfassade ausgestaltete Front zwei mehrgeschossige Westtürme gesetzt. Neueste kunsthistorische Forschungen an den Resten der erhaltenen mittelalterlichen Bauskulptur zeigen, dass auch hier hochbedeutende Künstler am Werk waren und zum Beispiel die erhaltenen

Türlichen Jungfrauen mit zu den frühesten und bedeutendsten Werken frühgotischer Skulptur gehören und wohl in die 1220er-Jahre zu datieren sind. Diese Doppelturmfassade des frühen 13. Jahrhunderts wurde im 14. Jahrhundert erhöht, und an das südliche Seitenschiff wurden Kapellen angebaut. Ein Brand im Jahr 1483 zerstörte den Nordturm und Teile des nördlichen Seitenschiffs, sodass man in der Folge bis 1502 das gesamte Nordseitenschiff durch eine breite, hohe spätgotische Nordschiffhalle ersetzte. Einen tiefen Einschnitt bedeutete die Sperrung des Doms im Jahr 1532, als der Rat der Stadt, der dem reformierten Glaubensbekenntnis angehörte, der inzwischen lutherisch gewordenen Domgemeinde die Nutzung untersagte. Diese Zeit der Nichtnutzung des Doms brachte eine bauliche Verwahrlosung, die 1638 im Einsturz des Südturms gipfelte. In der späteren Zeit wurde der Dom hannoverisch, bis er schließlich 1803 an Bremen fiel und mit der Anerkennung der Domgemeinde Grundlagen für Überlegungen zur Erneuerung des Doms geschaffen wurden. Der Reichsdeputationshauptschluss 1803 war einschneidend für viele Veränderungen in Deutschland. Während in Bremen schon immer eine bewahrende und traditionsbewusste Grundhaltung vorhanden war, die letztlich dazu führte, dass engagierte Bürger sich für den Erhalt des Doms einsetzten, entschied man sich im gleichen Jahr in Hamburg für den Totalabriss des ebenfalls lutherischen Doms, der an die Stadt Hamburg gefallen war.

Nach dem Grundsatzbeschluss des Erhalts des Doms und ersten kleineren sanierenden Maßnahmen dauerte es noch einige Jahrzehnte, bis engagierte Bremer Bürger eine umfangreiche Instandsetzung des Doms initiierten. Dem Bauherrenkollegium stand seit 1881 Franz Ernst Schütte vor, eine der führenden Unternehmenspersönlichkeiten Deutschlands, der durch den Erdölhandel zu beträchtlichem Reichtum gekommen war. Ganz dem bremischen Bürgersinn verpflichtet, engagierte sich Schütte mit privatem Vermögen unter anderem auch für die Restaurierung des Bremer Doms. So kam es 1887 zur Auslobung eines Architektenwettbewerbs,

bei dem zunächst für die damalige Zeit recht bemerkenswerte Vorgaben gemacht wurden, die den Respekt vor dem überlieferten historischen Baubestand einforderten. So sollten der eingestürzte Südturm wieder aufgebaut und die Fassade sowie die Nordseite restauriert werden. Maßvolles Handeln und weitgehender Erhalt des historischen Bestandes waren ausdrücklich gewünscht. Unter den 21 Wettbewerbern erhielt der noch eher unbekannt Berliner Max Salzmann den ersten Preis. Nach seinem Entwurf wurde 1888 bis 1901 eine umfangreiche Restaurierung durchgeführt. Das gesamte äußere Erscheinungsbild des heutigen Doms wird von dieser Restaurierung geprägt. Die heutige Doppelturmfassade ist ebenso ein Werk dieses Umbaus wie die äußere Erscheinung der Nordseite. Die unteren Geschosse des Nordturmes zeigen noch den ursprünglichen mittelalterlichen Befund, nach denen die neu errichteten unteren

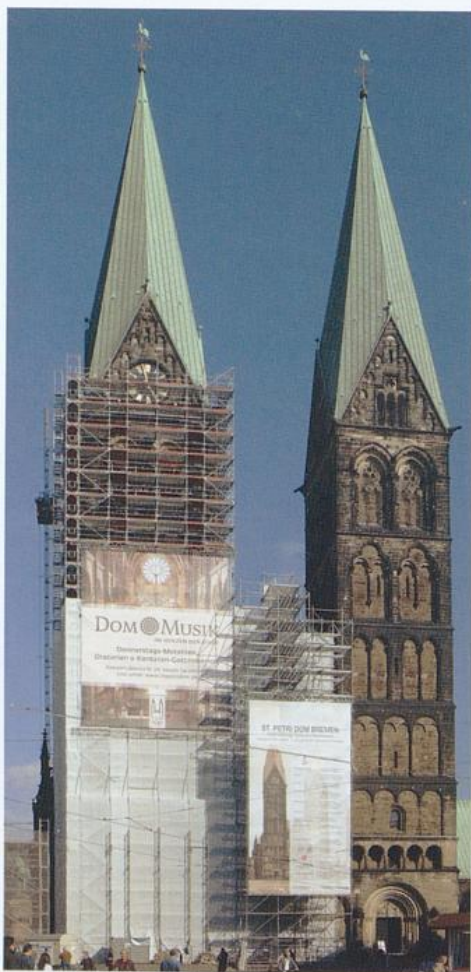
Geschosse des Südturms ausgerichtet sind. Ab dem fünften Geschoss sind vollkommen neue Formen von Salzmann entworfen worden, die sich offenkundig sehr stark am Dom von Limburg an der Lahn orientieren. Salzmanns Konzeption für die Nordseite bleibt sehr stark im Dekorativen. Besonders auffallend ist die große zentrale Brautportalachse, die durch einen Giebel betont wird. Bestimmend für die Ostteile ist der von Salzmann vollkommen frei erfundene Vierungsturm. Zu keinem Zeitpunkt in seiner Geschichte hat der Bremer Dom bis dahin einen Vierungsturm besessen. Wohl als Gegengewicht zur mächtigen Westfassade entwickelte Salzmann diese Idee, die sicherlich auch durch die allgemeine Orientierung an rheinischen Großbauten hervorgerufen wurde. Auffallend an der gesamten Restaurierung des 19. Jahrhunderts ist die freie und beliebige Erfindung neuer Formen, die dazu geführt hat, dass die Westteile



Richtfest am 17. September 1892, Foto Louis Koch, Bremen

eine stark romanische Wirkung erhielten, während die Nordseite stärker auf spätgotischem Formenrepertoire aufbauten. Dies sind grob zusammengefasst die wichtigsten Stationen der baulichen Entwicklung des Doms.

Grundlage für die denkmalpflegerische Betreuung ist natürlich die Kenntnis dieser Baugeschichte. Der im Kern im Wesentlichen auf das 11. Jahrhundert zurückgehende Dom wird in seinem äußeren Erscheinungsbild und in den äußeren Oberflächen hauptsächlich von der Restaurierung des späten 19. Jahrhunderts ge-



*Domfront während der Restaurierung, 2. Bauabschnitt, 2010*



*Dom, geschädigter Sandstein, Testflächen der Materialprüfungsanstalt*

prägt. Und genau diese Stellen waren es, die Schädigungen zeigten und die zu einer Beschäftigung mit dem Bauwerk Anlass gaben.

Zu den wichtigsten Arbeitsgrundlagen für solch eine umfangreiche Restaurierung an einem historischen Bauwerk gehört eine detaillierte Plangrundlage. Hierfür wurde vor Maßnahmenbeginn eine Vermessung auf der Grundlage einer Stereofotogrammetrie beauftragt. Hierzu wurden von hohen Arbeitsbühnen alle Seiten des Doms fotogrammetrisch mit parallelen Messbildern erfasst und danach mit interpretierender Auswertung abstrahiert und in eine zeichnerische Bestandsaufnahme umgesetzt. Die Messbildstelle Dresden lieferte diese Plangrundlagen, die unverzichtbare Grundlage für die weiteren Arbeiten werden sollten. Von der Schadenskartierung über die ausführliche Dokumentation der durchgeführten Maßnahmen bis hin zur Abrechnung waren die Pläne wichtiges Arbeitsmaterial.

Weitere Entscheidungsgrundlagen lieferten die materialkundlichen Voruntersuchungen. Die Materialprüfungsanstalt Bremen (MPA) profiliert sich seit vielen Jahren in der Denkmalpflegeberatung und ist durch einen Kooperationsvertrag der Berater der bremischen Denkmalpflege. Zur Entscheidungsvorbereitung der Sanierungsmethoden lieferte die MPA wichtige Erkenntnisse, indem zunächst einmal die genauen Materialkenndaten der historischen Baumaterialien festgestellt wurden, wie Festigkeit, Elastizität und Wasseraufnahme, woraufhin Vorgaben für die zu verwendenden Restaurierungs-

materialien gemacht werden konnten. Der Einsatz falscher Restaurierungsmaterialien führte in der Vergangenheit häufig zu dramatischen Fehlrestaurierungen, mit denen sich die aktuelle Denkmalpflege schmerzlich auseinanderzusetzen hat. Obwohl die Charta von Venedig von 1964 schon eindeutig vorschreibt, dass zur Sicherung eines Denkmals zwar moderne Konservierungs- und Konstruktionstechniken herangezogen werden können, aber nur dann, wenn deren Wirksamkeit wissenschaftlich nachgewiesen und durch praktische Erfahrungen erprobt ist, hat man nach dem Krieg sehr häufig den Produkthanpreisungen der Hersteller Glauben geschenkt, ohne unabhängige Prüfung der Verträglichkeit. Nach den vielen Fehlern der Vergangenheit ist es für die Denkmalpflege heute selbstverständlich, unabhängige Materialprüfungseinrichtungen zur Beratung hinzuzuziehen. Die MPA Bremen hat wichtige Aussagen zur chemischen Verträglichkeit und zu den phy-

sikalischen Eigenschaften zwischen historischen und neuen Baustoffen gemacht. Untersucht wurden auch in Testreihen die geschwärzten Sandsteinoberflächen, um festzustellen, ob aus bauphysikalischer Sicht eine Reinigung sinnvoll ist. Es handelt sich dabei um eine Gips-



*Abgeschlossene Reparatur mit Sandstein-  
Vierung*



*Geschädigte Sandsteinpartie, Vorbereitung für  
zwei Vierungen*

schicht in den obersten Kornlagen, durch die die Wasseraufnahme und Wasserabgabe behindert wird. Um eine ausreichende Diffusionsfähigkeit zu erreichen, wäre eine Abstrahlung und Bearbeitung der Oberflächen in diesen obersten Kornlagen notwendig gewesen, was natürlich zu einem enormen Materialverlust geführt hätte und im Grunde genommen nur eine Vorwegnahme des natürlichen Abplatzprozesses gewesen wäre. Alle weniger tief eingreifenden Reinigungsversuche hätten zu keiner Verbesserung der Diffusionsfähigkeit des Steins geführt. Deshalb wurde festgelegt, keine substanzschädigenden Strahl-Reinigungsverfahren einzusetzen und die Patina zu belassen. Untersucht wurden weiter alle Salzgehalte im Stein, worauf an stark betroffenen Stellen Salzreduzierung durch verdunstungsaktive Kompressen erfolgte. Das Hauptproblem der Rissbildungen und Abplatzungen am Dom entstand durch Korrosion von verbauten Eisenankern, deren Lage im Mauerwerk von außen nicht erkennbar war.

Durch schadhafte Fugen und Risse gelangte in der Vergangenheit Wasser in den Stein und führte zu Korrosion der verbauten Anker. Dadurch kam es zu Volumenvergrößerungen dieser Eisen und Platzungen und Rissbildungen. Die MPA Bremen untersuchte mit einem zerstörungsfreien Prüfverfahren die Lage der Klammern, die querschnittsartig daraufhin exemplarisch überprüft wurden. Nach dieser Begutachtung konnte von Fall zu Fall entschieden werden, ob Klammern ausgetauscht oder im Stein belassen werden. Nach diesen materialkundlichen Voruntersuchungen konnte das Architekturbüro Angelis und Partner eine Schadenskartierung durchführen und ein ausführliches Leistungsverzeichnis für eine beschränkte Ausschreibung vorbereiten. Aufgefordert wurden Fachfirmen mit besonderen denkmalpflegerischen Referenzen, denen aufgrund der Voruntersuchungen konkrete Vorgaben für die verwendeten Materialien und die gewünschten Arbeitsschritte gemacht werden konnten. Die Gesamtmaßnahme wurde von Axel Krause, Leiter der Bauabteilung der Bremischen Evangelischen Kirche, koordiniert. Seine Aufgabe war es, die Fach-

planer einschließlich der Denkmalpflege einzubinden und letztlich natürlich auch die Finanzierung zu gewährleisten. Die Bremische Evangelische Kirche, unterstützt vom Landesamt für Denkmalpflege, stellte entsprechende Förderanträge an die weiter oben schon genannten Geldgeber, sodass die Sanierungskosten, die sich allein für die Westfassade auf 1,4 Millionen Euro beliefen, sichergestellt werden konnten. Nach Schaffung der Planungsgrundlagen, den materialkundlichen Voruntersuchungen und der exemplarischen Schadenskartierung, konnte dann zwischen Bauleitung und Denkmalpflege die denkmalpflegerische Zielstellung abgestimmt werden.

Erhalt der originalen historischen Substanz, auch wenn es sich hier an diesem im Kern mittelalterlichen Bau bei dieser Maßnahme weitestgehend um Substanz des 19. Jahrhunderts handelte, war oberster Grundsatz. Die Witterungseinflüsse, Wind und Regen sowie Umwelteinflüsse haben die Fassaden des 19. Jahrhunderts nach jetzt knapp 100 Jahren stark angegriffen. Die Sandsteine, die hier verbaut wurden, sind eisenhaltiger Portasandstein und



*Sandsteinmaterial für Reparaturen aus dem Depot der Denkmalpflege*



*Reparierte Säulenkapitelle am Nordturm*

sehr harter Obernkirchener Sandstein. Sie zeigen in den Oberflächen Absandungen und Schichtenablösungen. Die Mörtelfugen zwischen den Steinen sind partiell ausgewaschen, wodurch Feuchtigkeit innerhalb des Mauerwerks eindringt. Auch viele Restaurierungen jüngerer Zeiten waren feststellbar. Der Einsatz falscher Reparaturmaterialien, wie zum Beispiel zementärer Mörtelplomben, führte zu teilweise dramatischen Verfallserscheinungen. Damit solche Fehler nicht wieder passieren, war es wichtiges Ziel, nur wirklich ausreichend erprobte Maßnahmen zur Reparatur einzusetzen, um eine hohe Nachhaltigkeit zu erreichen. Die Durchfeuchtungen des Mauerwerks – bedingt durch die Risse in den Fugen oder im Mauerwerk selbst – wurden als Schadensursache ausgemacht, durch welche die Korrosion der Eisenanker im Inneren des Mauerwerks ausgelöst worden war. Die Eisenanker haben keinerlei statische Bedeutung, sondern wurden seinerzeit nur zum schnelleren Verarbeiten eingesetzt, um die Steine im noch nicht ausgehärteten Mörtelbett sicher zu halten. Es hätte aber einen ungeheuren und schädigenden Aufwand bedeutet,

alle erkannten Eisenanker zu entfernen. Insofern wurde entschieden, nur die Anker auszubauen, die höchstwahrscheinlich durch Feuchteindringung Schädigungen erhalten haben könnten oder an denen tatsächlich bereits Haarrisse oder größere Risse erkennbar waren. So wurden die korrodierten Eisenteile ausgebaut, um weitere Sprengungen und Abplatzungen im Mauerwerk zu verhindern. Bereits lose Sandsteinteile wurden mit rostfreien Stahldübeln verdübelt oder verklebt. Die geschädigten Partien des Sandsteins wurden ab einer bestimmten Größe durch Vierungen ersetzt, wobei glücklicherweise das Landesamt für Denkmalpflege geeigneten Ersatzsandstein aus dem eigenen Lager zur Verfügung stellen konnte. Alle defekten Fugen wurden freigelegt und mit speziellem Mörtel nach historischer Rezeptur wieder verfügt. Äußerste Zurückhaltung bei allen Reparaturmaßnahmen, weitestgehender Substanzerhalt und ausschließliche Verwendung von angepassten Materialien waren die diese Sanierung leitenden Grundsätze. Das historische Erscheinungsbild, einschließlich aller Alterungsspuren und einschließlich der Patina, sollte gewahrt bleiben.

Die Vorgaben, die Bauherr und Denkmalpflege entwickelten, wurden bei der praktischen Umsetzung vollständig eingehalten. Nach der Ausschreibung erhielt die Firma Claus Ellenberger den Zuschlag und führte zuverlässig die genannten Sanierungsmaßnahmen durch. Hinzugezogen wurden für weitere Maßnahmen, wie Mosaikreparaturen, Fensterreparaturen, Taubenschutz und Ähnliches, weitere Fachfirmen. Es war vor allem an den geschädigten Architekturelementen eine große Herausforderung, die Säulen und Kapitelle zerstörungsfrei auszubauen, die korrodierten Eisenteile zu entfernen und durch Edelstahlklammern zu ersetzen und die entsprechend reparierten Teile wieder einzusetzen. Die Steinreparaturen wurden bei größeren Schädigungen als Vierungen durchgeführt, bei kleineren Schäden mit Steinerfüllmörtel, sodass das Ziel der Sanierung auch in der Umsetzung vollständig eingehalten werden konnte, nämlich möglichst viel an Originalsubstanz zu erhalten.

## Literatur

- Georg Skalecki u. Margarethe Haberecht, Zeitschichten: Die Restaurierung des Bremer Doms 1888–1901. Eine Ausstellung, in: Denkmalpflege in Bremen. Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen, Heft 3, Bremen 2006, S. 8–19.
- Georg Skalecki, »Es gilt, ...aus dem Geiste des Alten heraus ganz neue Theile zu schaffen...« Die »Restaurierung« des Bremer Doms von 1888–1901, in: Zeitschichten. Erkennen und Erhalten – Denkmalpflege in Deutschland. Ausstellungskatalog Dresden, Berlin 2005, S. 102–107. Wiederabdruck in: Denkmalpflege in Bremen. Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen, Heft 3, Bremen 2006, S. 20–28.
- Hans-Christoph Hoffmann, Die Erhaltung des St. Petri Doms zu Bremen im 19. Jahrhundert, Bremen 2007.
- Georg Skalecki, Die Restaurierung des Bremer Doms von 1888. Die Wettbewerbsentwürfe als Spiegel des »kreativen« Umgangs mit mittelalterlicher Architektur im 19. Jahrhundert, in: Lorenz Dittmann, Christoph Wagner, Dethard von Winterfeld (Hg.): Sprachen der Kunst. Festschrift für Klaus Güthlein, Worms 2007, S. 227–234.
- Georg Skalecki, Baugeschichte Teil 1: Die mittelalterliche Baugeschichte; Baugeschichte Teil 2: Die Restaurierung des Bremer Doms im 19. Jahrhundert; Denkmalpflegerische Zielstellung der Instandsetzungsarbeiten 2009/2010, in: Dombaustelle 2010. Kalender hg. von der Bremischen Evangelischen Kirche.
- Georg Skalecki, Der Dom zu Bremen als Zentrum der Missionierung des europäischen Nordens, in: Welterbe und Europäisches Kulturerbe-Siegel in Deutschland. Potentiale und Nominierungsvorschläge. ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees 51, Berlin 2011, S. 90–91.
- Axel Krause, St. Petri Dom, Bremen. Vorstellung der Maßnahmen aus Bauherrensicht, in: Patitz, Gabriele (Hg.): Natursteinsanierung: Neue Natursteinrestaurierungsergebnisse und messtechnische Erfassungen sowie Sanierungsbeispiele: Tagung am 25. März 2011 in Stuttgart, Stuttgart 2011, S. 55–67.
- Gerhard Buchenau, Natursteinrestaurierung an Türmen, Westwerk und Strebbögen der Südfassade, in: Patitz, Gabriele (Hg.): Natursteinsanierung: Neue Natursteinrestaurierungsergebnisse und messtechnische Erfassungen sowie Sanierungsbeispiele: Tagung am 25. März 2011 in Stuttgart, Stuttgart 2011, S. 69–77.
- Gerhard Buchenau, Bremer Dom St. Petri – Natursteinrestaurierung an Türmen, Westwerk und Strebbögen der Südfassade, in: Erhalten historischer Bauwerke e.V. Karlsruhe (Hg.): Ingenieurbauwerke aus Natursteinmauerwerk. Tagungsband, Stuttgart 2012, S. 107–120.



Frank Schlütter und Herbert Juling

## Materialkundliche Untersuchungen bei der Sanierung des Bremer Doms

Die nach den Entwürfen von Max Salzmann 1888 bis 1901 durchgeführten umfangreichen Umgestaltungen prägen sowohl kunsthistorisch (Skalecki 2006, Skalecki und Haberecht 2006, Skalecki 2012) als auch hinsichtlich der Materialien das gesamte äußere Erscheinungsbild des heutigen Doms. Die umfangreichen Sanierungsarbeiten, die in den Jahren 2009 und 2010 an den Türmen des Bremer Doms erfolgten, wurden durch materialkundliche Untersuchungen der Amtlichen Materialprüfungsanstalt (MPA) Bremen begleitet. Die Analysen hatten zum einen das Ziel, sich des überlieferten Be-

standes zu vergewissern. Hierfür wurden die Bestandteile und Materialkenndaten der historischen Baumaterialien (Mörtel und Natursteine) festgestellt, woraufhin Vorgaben für die zu verwendenden Restaurierungsmaterialien gemacht werden konnten. Zum anderen waren vorhandene Schädigungen wie Abplatzungen, Salzausblühungen und Schalenbildungen zu bewerten und bei der Sanierungsplanung und Materialauswahl zu berücksichtigen. Die einzelnen Arbeitsabläufe und der Umfang der Reparaturen sind ausführlich in Buchenau 2011 und 2012 sowie Krause 2011 beschrieben.



Abb. 1: Natursteinbestand des Bremer Doms. Rücklagen aus Portasandstein, Eckquaderungen aus Wealden-Sandstein, Kapitelle und Säulen aus Obernkirchener Sandstein

## Natursteine

Durch die Sanierungsarbeiten und ein begleitendes, von der Deutschen Stiftung Umwelt (DBU) gefördertes Projekt (s. u.) bestand erstmalig die Möglichkeit, größere Mengen der Ende des 19. Jahrhunderts verbauten Sandsteine für Materialuntersuchungen zu bergen. Bereits augenscheinlich können drei Sandsteintypen unterschieden werden.

### Portasandstein

Der dominierende Werkstein des Bremer Doms ist Portasandstein, der vor allem die großen Wandflächen prägt. Es handelt sich um einen grobkörnigen Quarzsandstein mit einem mittleren Korndurchmesser um 1 mm. Der Modalbestand wird durch Quarz, Feldspat, Kaolinit, Carbonat und Eisenoxide/-hydroxide bestimmt. Vorherrschend ist eine quarzitische Bindung, die allerdings nicht stark ausgeprägt ist, weil kaum diagenetische Anwachssäume vorhanden sind. Zusätzlich übernehmen Carbonat, Kaolinit und Eisenverbindungen bereichsweise eine Bindemittel-Funktion. Die aufgrund ihres Zustandes am Dom ausgebauten Portasandstein-Stücke eigneten sich wegen starker Verwitterung und zu geringer Größe nicht für die materialkundlichen Untersuchungen. Diese wurden ausweichend an Steinen durchgeführt, die aus einem vor Jahren abgebrochenen Bremer Gebäude geborgen worden waren und als Austauschmaterial für die Reparaturen am Dom Verwendung fanden.

### Wealden-Sandsteine

Die Natursteine der Eckquaderungen und Zierelemente, wie Balustraden und Fialen, sind der Gruppe der Wealden-Sandsteine zuzuordnen. Mineralogisch ist dieser Stein als fein- bis mittelkörniger Quarzsandstein zu klassifizieren (mittlerer Korndurchmesser 0,1 bis 0,4 mm). Zum Modalbestand gehören Quarz, Feldspat und

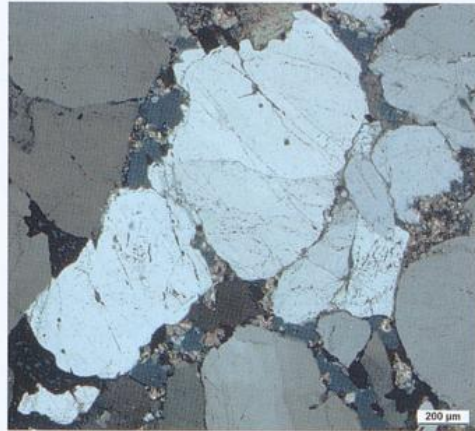


Abb. 2: Gefüge des grobkörnigen Portasandsteins. Quarzkörner mit quarzitischer Bindung. Calcit und Eisenoxide im Porenraum. Polarisationsmikroskop-Aufnahme, gekreuzte Polarisatoren. Identische Aufnahmetechnik bei den folgenden vier Abbildungen

Kaolinit sowie Glimmer und opake Partikel als Akzessorien. Wie beim Portasandstein liegt auch hier eine schwach ausgeprägte quarzitische Bindung vor. Der Stein weist in seinem Farbspiel - von grau bis ockerbraun - und in der Körnigkeit eine erhebliche Bandbreite auf.

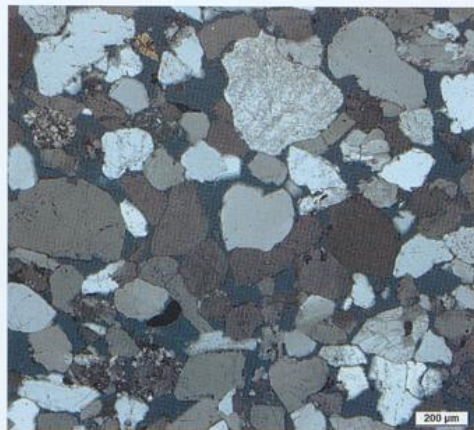


Abb. 3: Gefüge des mittelkörnigen Wealden-Sandsteins. Quarz- und Feldspatkörner mit quarzitischer Kornbindung

	Rohdichte [g/cm <sup>3</sup> ]	Porosität [Vol-%]	Wasseraufnahme [M-%]	Druckfestigkeit [N/mm <sup>2</sup> ]
Portasandstein	2,09	14,8	7,1	≈ 20
»Weiche« Varietäten des Wealden-Sandsteins	≤ 2,10	≥ 12,9	5,5–6,3	≤ 20
»Harte« Varietäten des Wealden-Sandsteins	2,13–2,17	≈ 12,6	≤ 5,1	≈ 55
Obernkirchener Sandstein	2,15	9,6	4,5	≈ 84

Übersicht über die Materialkennwerte der am Bremer Dom vorhandenen bzw. für die Restaurierung verwendeten Natursteine

### Obernkirchener Sandstein

Außerdem gehört der Obernkirchener Sandstein, der geologisch ebenfalls den Wealden-Sandsteinen zuzuordnen ist, zum Natursteinensemble der Domfassade. Es ist ein sehr feinkörniger Quarzsandstein mit einer mittleren Korngröße < 0,2 mm. Die Bindung der Körner erfolgt ausschließlich quarzitisch mit ausgeprägten diagenetischen Anwachssäumen. Aus Obernkirchener Sandstein bestehen wesentliche Zier-

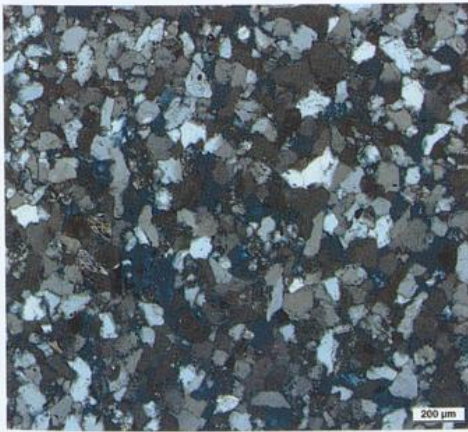


Abb. 4: Gefüge des sehr feinkörnigen Obernkirchener Sandsteins. Quarz- und Feldspatkörner mit ausgeprägter quarzitischer Kornbindung

elemente (Kapitelle und Säulen) sowie Gliederungselemente (Gesimse). Steinabplatzungen durch Rosten der Verankerungen an diesen Teilen war der eigentliche Anlass der Sanierungsarbeiten. Die gerissenen Teilstücke wurden aber in den meisten Fällen wiederverwendet, sodass bauzeitliches Probenmaterial nicht verfügbar war. Die Kennwertbestimmungen am Obernkirchener Sandstein erfolgten an bruchfrischem Material, das partiell für Ergänzungen benötigt wurde. Die charakteristischen Gefüge der drei beschriebenen Sandsteine sind unter identischen Abbildungsbedingungen in den Abbildungen 2 bis 4 dargestellt.

### Natursteinkennwerte

Die Wealden-Sandsteine weisen sowohl in ihrem Farbspiel und der Körnigkeit als auch in den Materialkennwerten eine erhebliche Bandbreite auf (Tabelle oben). Die Rohdichten liegen für die Mehrzahl der Steine zwischen 2,02 und 2,18 g/cm<sup>3</sup>. Im Ergebnis der vergleichenden Untersuchungen innerhalb dieser Gruppe waren weder Korrelationen zwischen Färbung und Rohdichte noch zwischen Körnigkeit und Rohdichte erkennbar. Es sind aber Korrelationen oder zumindest deutliche Tendenzen dazu zwischen Rohdichte und Druckfestigkeit vorhanden, die für das Verwitterungsverhalten

Bedeutung haben. Steine mit Rohdichten unter  $2,10 \text{ g/cm}^3$  weisen Druckfestigkeiten unter  $20 \text{ N/mm}^2$  auf. Mit zunehmender Rohdichte steigen die Festigkeiten. An Steinen mit Rohdichten zwischen  $2,13$  und  $2,17 \text{ g/cm}^3$  liegen die mittleren Druckfestigkeiten um  $55 \text{ N/mm}^2$ .

Die »Freie Wasseraufnahme« als weitere wichtige verwitterungsrelevante Kenngröße liegt zwischen  $6,3 \text{ M-\%}$  für die Varietäten mit niedriger Rohdichte und  $5,1 \text{ M-\%}$  für die Steine mit höherer Rohdichte. Steine mit niedrigen Rohdichten, hohen Wasseraufnahmen und vergleichsweise geringen Festigkeiten zeigen am Bauwerk bevorzugt Schäden (Schalenbildung, Vergipsung). Detaillierte Betrachtungen sind im Abschlussbericht zum DBU-Projekt enthalten (Schlütter und Juling 2012).

Verglichen mit den Wealden-Sandsteinen weist der Portasandstein etwa die gleichen Kennwerte auf wie die weicheren Wealden-Varietäten.

Der Obernkirchener Sandstein entspricht bezüglich Rohdichte, Wasseraufnahme und Porosität in idealer Weise den »härteren« Varietäten des Wealden-Sandsteins. Die Festigkeiten liegen aber um etwa  $50 \%$  höher. Ursachen dafür sind das feinkörnige, dichte Gefüge, vor allem aber die ausgeprägte kieselige Kornbindung.

## Mörteluntersuchungen

Die bauzeitlichen Mörtel wurden mikroskopisch hinsichtlich der Bindemittelbestandteile und des Größtkorns untersucht. Es handelt sich sowohl beim Mauer- als auch beim Verfugmörtel um Kalk-Zement-Mörtel. Materialkennwerte konnten nicht bestimmt werden, weil sich aus den nur wenige Millimeter schmalen Fugen keine geeigneten Probenstücke gewinnen ließen.

Als Reparaturmaterialien kamen zwei unterschiedliche Mörtel zum Einsatz. Mauer- und Fugenreparaturen wurden mit einem farblich angeglichenen Solubel®-Mörtel ausgeführt. Dieser hüttsandmodifizierte Kalkmörtel verfügt über eine kontinuierliche Festigkeitszunahme unter Bauwerksbedingungen, was eine entsprechende Verwitterungsresistenz erwarten lässt.

Für die Reparaturen der zum Teil sehr schmalen Fugen an stark schlagregenexponierten Bauteilen wie Gesimsen wurde ein Acrylatmörtel eingesetzt.

## Salzbelastung

Untersucht wurden die Salzgehalte in absandenden Portasandsteinen unterhalb eines Gesimses am Südturm.<sup>1</sup> Diese Form der Schädigung zuzüglich vorhandener Ausblühungen deutete auf bauschädliche Salze als Ursache hin. Mittels Spiralbohrer wurden aus verschiedenen Bereichen Bohrmehlproben entnommen. An Eluatenerfolgten quantitative chemische Salzanalysen. Die Anionenkonzentrationen (Chlorid, Sulfat, Nitrat) wurden mittels Ionenchromatografie (IC), die Kationenkonzentrationen mittels optischer Emissionsspektrometrie mit Anregung im induktiv gekoppelten Plasma (ICP-OES) ermittelt.

Es wurde festgestellt, dass die Schäden im Wesentlichen durch eine oberflächennahe Anreicherung von Kalium/Natrium-Sulfat verursacht werden, was auf den Portlandzement im Bindemittel der Mörtel als Salzquelle schließen lässt. Da es sich um leicht lösliches Salz handelte, erfolgte an den stark betroffenen Stellen eine Salzreduzierung durch verdunstungsaktive Kompressen. Die abschließenden Messungen haben gezeigt, dass mit mehrmaliger Kompressenanwendung eine nennenswerte Reduzierung der Schadsalzgehalte im Naturstein erreicht werden konnte. Außerdem wurde die schadhafte Verfugung des Gesimses, die als Ursache der Salzmobilisierung aus den Mörteln erkannt werden konnte, im Zuge der Sanierungsmaßnahmen repariert.

## Rissbildungen und Abplatzungen

Das Hauptproblem der Rissbildungen und Natursteinabplatzungen am Dom besteht in der Korrosion von verbauten Eisenankern. Durch schadhafte Fugen und Risse gelangte Wasser in

den Stein und führte zu Rostbildung an den Ankern. Die damit verbundene Volumenvergrößerung hat zu weiteren Rissbildungen und Abplatzungen geführt. Es wurde festgestellt, dass sich auch in den Lagerfugen des Mauerwerks klammerförmige, zum Teil korrodierte Eisenteile befinden, deren Lage im Mauerwerk von außen nicht erkennbar ist. Exemplarisch wurde an vier Messfeldern versucht, die Position der Klammern zerstörungsfrei zu ermitteln.<sup>2</sup> Verwendet wurde hierfür der Bewehrungssucher Ferrosan PS 200 der Fa. HILTI. Dieses auf einem magnetischen Messprinzip beruhende System, das für die Ortung von Bewehrung in Beton konzipiert ist, wurde am Dom erfolgreich zur Ermittlung der Lage und Tiefe der Klammern im Mauerwerk eingesetzt. Es wurde festgestellt, dass an beinahe jedem Fugenkreuz ein Anker eingearbeitet worden ist. Die durchschnittliche gemessene Tiefe betrug dabei 8 bis 15 cm, was in einigen Fällen hinsichtlich Korrosion kritisch war. Nach dieser Begutachtung konnte von Fall zu Fall entschieden werden, ob Klammern ausgetauscht werden mussten oder im Stein belassen werden konnten.

### Geschwärzte Sandsteinoberflächen, Gips und Schalenbildung

Schwärzungen der Natursteinoberflächen sind wie an vielen Natursteinbauwerken auch am Dom weit verbreitet und treten an allen verbauten Sandsteinen auf. Die Schwärzungen bestehen aus mikrometerdünnen überwiegend silikatischen Schichten, deren Entstehung und Schädigungspotenzial noch nicht ausreichend geklärt sind (Abb. 5). Die augenfällige Schalenbildung an einigen Wealden-Sandsteinen steht im Zusammenhang mit umweltbedingter sekundärer Vergipsung (Verdichtung der Oberfläche durch Bildung von Calciumsulfat). Mikroskopische Untersuchungen haben gezeigt, dass Schäden insbesondere dann auftreten, wenn in den obersten Kornlagen der Steine eine Gipsanreicherung vorliegt (Abb. 6), durch die die Wasseraufnahme und Wasserabgabe behindert

werden. Um eine ausreichende Diffusionsfähigkeit zu erreichen, wäre eine Abstrahlung und Bearbeitung der Oberflächen in diesen obersten Kornlagen notwendig gewesen, was mit enormen, denkmalpflegerisch inakzeptablen Materialverlusten verbunden wäre. Alle weniger tief eingreifenden mechanischen Reinigungsversu-

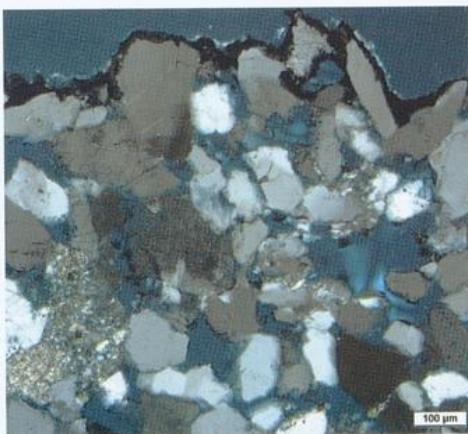


Abb. 5: Schwarze silikatische Auflagerungen an der Oberfläche eines Wealden-Sandsteins

che hätten zu keiner Verbesserung der Diffusionsfähigkeit des Steins geführt. Deshalb wurde festgelegt, auf substanzschädigende Strahl-Reinigungsverfahren zu verzichten und die Patina zu belassen.

### Projekt der Deutschen Bundesstiftung Umwelt (DBU)

Ziel des Projektes war es, den Gips aus dem Gefüge zu entfernen bzw. in vergleichsweise unschädliche Verbindungen zu überführen (Schlütter und Juling 2012). Hierzu wurden aus der Wandmalereikonserverung bekannte Methoden, wie die Ammoniumcarbonatbehandlung und der Einsatz von Ionenaustauscharzen, auf ihre Eignung für die vorliegende Natursteinproblematik getestet. Die Überprüfung der Wirksamkeit der Verfahren unter Bauwerksbedingungen erfolgte an Testflächen an der Balustrade

der Nordseite. Vervollständigt wurden diese Arbeiten durch Laboruntersuchungen zum Quellverhalten der Sandsteinvarietäten in Anwesenheit von Gips sowie zum möglichen Schädigungspotenzial von Ammoniumcarbonatrückständen im Porenraum des Steins (Wendler 2012).

### Laboruntersuchungen

Die Anreicherung von Gips in Gesteinsoberflächen wirkt sich in zweifacher Hinsicht destabilisierend auf das Gefüge aus: Zum einen führt der Kristallisationsprozess zu beträchtlichen Dehnbeiträgen gegenüber dem Untergrund; die resultierenden Scherspannungen übersteigen häufig die Zugfestigkeiten der Gesteine. Zum anderen reagieren solchermaßen verdichtete Oberflächen auf hygrische und thermische Wechselprozesse mit unterschiedlichen Amplituden, was ebenfalls Scherspannungen hervorruft. Ammoniumsulfat, das bei der Anwendung von Ammoniumcarbonat als leicht lösliches, hygroskopisches Reaktionsprodukt im Porenraum verbleiben kann, kann bei häufigen Über- und Unterschreitungen des Sorptionspunktes insbesondere bei weicheren Gesteinen zu einer Schädigung des Gefüges führen.

### Gipsumwandlung

Zufriedenstellende Ergebnisse konnten nur mit Ammoniumcarbonat (AC) erzielt werden. Hierfür ist aber eine relativ lange Einwirkzeit erforderlich. Bei kurzer Einwirkzeit (1 Stunde) ist der Gips nur punktuell umgewandelt, der überwiegende Teil des Gipses liegt unverändert als Verdichtung im Porenraum vor. Eine Einwirkzeit von 6 Stunden führt zu einer stärkeren Umwandlung des Gipses in Kalk. Es sind aber noch immer nennenswerte Mengen nicht umgewandelten Gipses im Porenraum vorhanden. Erst bei einer Einwirkzeit von 24 Stunden ist die Umwandlung nahezu vollständig. Aber selbst nach dieser langen Einwirkzeit ist stellenweise

noch Gips vorhanden. Ammoniumsulfat-Rückstände waren in den Testflächen nur in vernachlässigbarer Menge nachweisbar.

Beide Ionenaustauscher (Hydroxid-belegt bzw. Carbonat-belegt) haben an den Testflächen nicht zu befriedigenden Ergebnissen geführt. An allen Proben ist nur andeutungsweise eine Reaktion zwischen Gips und Ionenaustauscher in Form von Anlösungen an den Gipskristallen erkennbar. Ein Einfluss der Einwirkzeit (1 Stun-

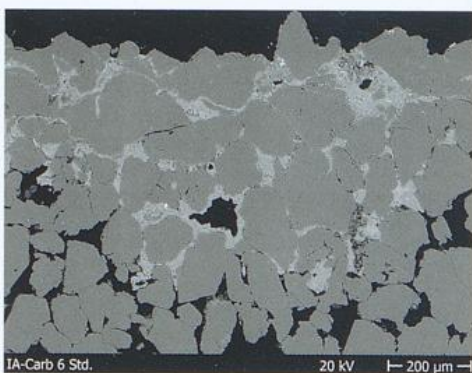


Abb. 6: Verdichtung des oberflächennahen Porenraumes eines Wealden-Sandsteins durch Gips. Der Ionenaustauscher hat keine Veränderungen an der Vergipsung erreicht. Rasterelektronenmikroskop-Aufnahme am Dünnschliff

de, 6 Stunden oder 24 Stunden) ist nicht nachweisbar. Der Gips liegt nahezu unverändert als Verdichtung im Porenraum vor (Abb. 6). Kalkneubildungen sind nicht entstanden.

### Schlussbemerkung

Die Vorgehensweise bei den Restaurierungsarbeiten am Bremer Dom hat wieder einmal gezeigt, wie wichtig begleitende materialwissenschaftliche Untersuchungen bei der Instandsetzung historischer Natursteinbauwerke sind. Dadurch können sowohl denkmalpflegerische als auch materialtechnische und restaurierungsrelevante Entscheidungen sicherer

und nachhaltiger getroffen werden. So konnten die Rolle der vorhandenen Schadsalze realistisch eingeordnet und die Möglichkeiten der Entfernung inklusive deren Erfolgsaussichten und Risiken klar beurteilt werden. Auch die Bestimmung und Bewertung von Austauschmaterialien sowohl hinsichtlich der Mörtel als auch des zu verwendenden Austauschmaterials einzelner nicht zu rettender Natursteine haben zu einer erheblichen Ausführungssicherheit geführt.

Glücklicherweise ist von der Deutschen Stiftung Umwelt ein begleitendes Projekt finanziert worden, um grundlegende Fragen der Möglichkeit von Reinigungen verschmutzter Sandsteinoberflächen zu testen. Die Ergebnisse kommen anderen vergleichbaren Denkmälern zugute und helfen, falsche Anwendungen zu vermeiden.

Die in Bremen mittlerweile praktizierte enge Zusammenarbeit zwischen der Denkmalpflege, den Denkmalbesitzern (insbesondere den kirchlichen Bauabteilungen) und den Materialwissenschaftlern ist bundesweit anerkannt und sichert den nachhaltigen Schutz und die Erhaltung unserer Denkmäler.

## Literatur

- Buchenau G. (2011): Natursteinrestaurierung an Türmen, Westwerk und Strebbögen der Südfassade, in: Gabriele Patitz (Hg.): Tagung Natursteinsanierung: Neue Natursteinrestaurierungsergebnisse und messtechnische Erfassungen sowie Sanierungsbeispiele, 25. März 2011 in Stuttgart, Tagungsband, S. 69-77.
- Buchenau G. (2012): Bremer Dom St. Petri – Natursteinrestaurierung an Türmen, Westwerk und Strebbögen der Südfassade, in: Erhalten historischer Bauwerke e.V. Karlsruhe (Hg.): Ingenieurbauwerke aus Natursteinmauerwerk, Stuttgart, Tagungsband, S. 107-120.
- Krause A. (2011): St. Petri Dom, Bremen. Vorstellung der Maßnahmen aus Bauherrensicht, in: Gabriele Patitz (Hg.): Tagung Natursteinsanierung: Neue Natursteinrestaurierungsergebnisse und messtechnische Erfassungen sowie Sanierungsbeispiele, 25. März 2011 in Stuttgart, Tagungsband, S. 55-67.
- Skalecki G. (2006): »Es gilt... aus dem Geiste des Alten heraus ganz neue Theile zu schaffen...«. Die »Restaurierung« des Bremer Doms 1888-1901, in: Denkmalpflege in Bremen. Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen, Heft 3, 2006, S. 20-28.
- Skalecki G. und Haberecht M. (2006): Zeitschichten: Die Restaurierung des Bremer Doms 1888-1901. Eine Ausstellung, in: Denkmalpflege in Bremen. Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen, Heft 3, 2006, S. 8-19.
- Skalecki G. (2012): Denkmalpflegerische Grundsätze für die Sanierung des Bremer Doms, in: Erhalten historischer Bauwerke e.V. Karlsruhe (Hg.): Ingenieurbauwerke aus Natursteinmauerwerk. Kongress Ingenieurbautage vom 25.-26. Oktober 2012 in Freiburg, Tagungsband, S. 7-18. Dieser Beitrag entspricht im Wesentlichen dem gleich betitelten Beitrag von Georg Skalecki im vorliegenden Band.
- Schlütter F. und Juling H. (2012): Modellhafte Entwicklung einer innovativen Kompressen-Entsalzungsmethode zur Behandlung anthropogener Umweltschäden am Bremer Dom. Abschlussbericht zum DBU Projekt (AZ 27419).
- Wenderle E. (2012): Bremer Dom. Naturwissenschaftliche Untersuchungen zur Konservierung. Bericht des Fachlabors für Konservierungsfragen Dr. Wendler, München.

## Anmerkungen

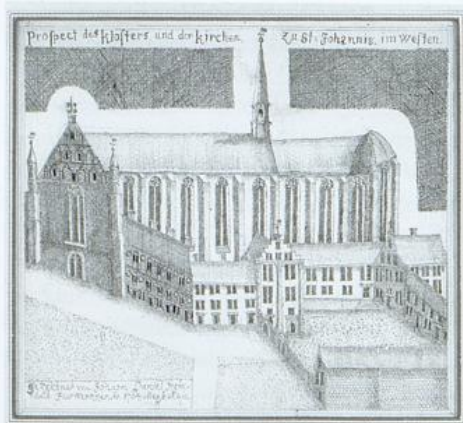
- 1 Unveröffentlichter Untersuchungsbericht 6100-09 der MPA Bremen
- 2 Unveröffentlichter Untersuchungsbericht 50460-09 der MPA Bremen

Wilhelm Tacke

## Kurze Geschichte der Propsteikirche St. Johann in Bremen

### I. Die Franziskanerkirche

Über die Ankunft der Franziskaner in Bremen sind wir urkundlich nicht informiert. Anders verhält es sich mit den Dominikanern, die 1225 nach Bremen kommen. Der Klosterkatalog von 1340 setzt den Bremer Konvent an die erste Stelle vor den Hamburgs. Da das Hamburger Kloster aber nachweislich 1227 gegründet wird, kann, so Ingo Ulpts, gefolgert werden: »Die Minoriten sind um 1225, auf jeden Fall vor 1227, nach Bremen gekommen.« Die ersten



*St. Johannis, Ansicht von Kirche und Kloster, Federzeichnung von Johann Daniel Heinbach, 1764*

Minderbrüder klopfen vermutlich 1225 beim Rat und beim Erzbischof Gerhard II. an. Sie bitten um ein Grundstück. Sie haben Glück und bekommen eines aus erzbischöflichem Besitz in der Nähe der Balge.

Wie die erste Klosterkirche ausgesehen hat, entzieht sich unserer Kenntnis. Rudolf Stein

meint, sie sei eine Basilika gewesen. Etwas mehr als hundert Jahre nach dem Bau der ersten Kirche machen sich die »grauen Mönche« daran, eine größere Klosterkirche zu bauen, die heutige Propsteikirche St. Johann. Der Ordensgründer selbst hat keine Vorschriften für den Bau einer Klosterkirche erlassen, wohl aber das Generalkapitel von Narbonne 1260: Es fordert, »dass die Erlesenheit der Gebäude an Malereien, Tabernakeln, Fenstern, Säulen und dergleichen, ebenso das Übermäßige an Länge, Breite und Höhe möglichst streng vermieden werde... Die Kirchen aber sollen in keiner Weise gewölbt werden mit Ausnahme des Presbyteriums. Im Übrigen soll der Campanile nirgends nach Art eines Turmes errichtet werden.« All das widerspräche dem Ordensideal der Armut.

Die zweite Klosterkirche ist eine Hallenkirche. Der Bau verstößt zwar gegen das Gebot, nur das »Presbyterium« einzuwölben, denn die Kirche ist komplett eingewölbt, aber man hält sich an das Verbot, einen »Campanile« zu errichten. Ein Dachreiter genügt, denn dessen Glocke soll ja nur die Mönche zu Gottesdiensten wie Stundengebeten rufen. Das Jahr der Kirchweihe von St. Johann ist uns nicht bekannt, wohl aber der Kirchweihstag: »Mittwoch in der Pfingstwoche«. Zur Bauzeit fehlen exakte Angaben. Aber mit der Kirchenbauspende von Johannes Bud – um 1400 Kanoniker an Sankt Ansgarii – haben wir, so Patricius Schlager, »eine schriftliche Bestätigung dessen, was der Bau selbst über die Zeit seiner Entstehung meldet«: Die »rein gotischen Formen« bewiesen, dass er frühestens der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehöre, während die strenge Linienführung der Architektur dafür spräche, dass er vor Ende des 14. Jahrhunderts vollendet wurde. Rudolf Stein vermutet, dass der Reichtum der



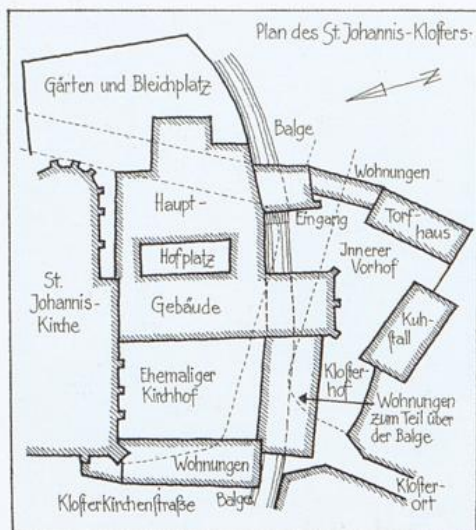
St. Johannis-Kirche von der Domsheide, Aquarell von G. E. Papendiek, 1817, Focke-Museum

Brüder ihnen um 1350 gestattet, »ihre ältere, vielleicht zu kleine Kirche abzubrechen und dafür in einem Zuge eine neue zu bauen.« Woher der Reichtum kommt, ist klar: Die Pest gibt in Bremen, wie in Lübeck, den Startschuss zum Bau der Klosterkirche. Diese Geisel der Menschheit sucht 1350 Bremen heim. Die Todesangst fördert nicht nur die Religiosität und lehrt beten, nein, sie öffnet auch die Geldbeutel: Die Hinterbliebenen klopfen nach Ende der Pest an die Klosterpforte, um Seelenmessen für die ewige Ruhe der Verstorbenen zu bestellen. So strömt viel Geld ins Franziskanerkloster und die Brüder können sich zum Neubau ihrer Klosterkirche entschließen, obwohl sie über keinerlei regelmäßige Einkünfte verfügen. Die Klosterkirche wird zwischen 1350 und 1400, vermutlich um 1380, erbaut.

Da sich der Franziskanerorden nach und nach zum Priesterorden entwickelt, benötigen die Mönche Seitenaltäre. Denn Priestern ist der tägliche Gottesdienst vorgeschrieben. Außer

dem Altar des heiligen Evangelisten Johannes, des heiligen Johannes des Täufers, des Apostels Andreas, des Abtes Antonius und des Märtyrers Cyriakus befanden sich noch eine Reihe weiterer Altäre in der Johanniskirche, und zwar:

- der Altar der heiligen Engel
- der Altar der heiligen Märtyrer Fabianus und Sebastianus
- der Altar des heiligen Sylvester
- der Altar des heiligen Erzengels Michael und aller heiligen Engel
- der Altar der heiligen Märtyrer Cosmas und Damianus
- der Altar der Heiligen Mutter Gottes
- der Altar der Heiligen Mutter Gottes, der heiligen Agnes, der heiligen Caecilia, Agatha, Apollonia, Dorothea und aller heiligen Jungfrauen
- der Altar der Heiligen Drei Könige
- der Altar der heiligen Corona, des Papstes und Märtyrers Coelestin, der Maria von Ägypten und des Eremiten Theobald



Plan des St. Johannis-Klosters, Zeichnung von Karl Dillschneider

Ein steinernes Altarretabel eines Seitenaltars hat die bremischen Bilderstürme überlebt. Es taucht Anfang des 20. Jahrhunderts beim Abbruch maroder alter Bauten in der Böttcherstraße auf und zielt heute – als bremischer Katholik möchte man sagen: leider – das »Deutsche Haus«, das ehemalige Rathscfé, am Markt. Die Rede ist



Die ersten franziskanischen Märtyrer, spätgotisches Relief unter den Arkaden am »Deutschen Haus«, Ecke Markt/Liebfrauenkirchhof

von dem spätgotischen Relief der ersten Franziskaner-Märtyrer, die von Maria nebst Jesuskind und Johannes dem Evangelisten gerahmt werden. Es stammt mit einiger Wahrscheinlichkeit aus der Klosterkirche St. Johann, und man würde es dort gerne wieder sehen, wenn auch nachvollziehbar ist, dass der Denkmalschutz aus seiner fachlichen Sicht das Relief als Bestandteil des denkmalgeschützten Bauwerks, für das die Verwendung von historischen Fragmenten charakteristisch ist, am jetzigen Ort zu bewahren trachten muss. Unter Umständen wurde das Innere der Kirche ursprünglich nicht nur durch die vielen Seitenaltäre, sondern auch von einem Hallenlettner geprägt. Er hat möglicherweise die beiden Seitenschiffe mit umfasst. Urkundliche Hinweise darauf gibt es aber nicht.

Die Franziskaner waren in Bremen beliebt. Es gibt keine Berichte, dass die Moral der Brüder gesunken sei, wie in der Abtei St. Paul vor den Mauern. Deshalb bekommen sie in der Reformationszeit auch zunächst weniger Probleme als die Dominikaner. Denn 1523 werden ein paar Dominikaner von St. Katharinen ausgewiesen, weil sie »immer heftiger gegen die Ketzer donnerten.« Den Franziskanern garantiert »der Rat Wohnung und Unterhalt im Kloster auf Lebenszeit«. Einige Mönche ziehen es

dennoch vor, ins Celler Kloster zu wechseln. Trotzdem ist Anno 1528 Schluss mit »Hokuspokus«, heißt: Die lateinischen Messen sind ab jetzt verboten. In denen bekam das gläubige Volk die Wandlungsworte des Abendmahls nur nach Vorschrift der Rubriken halblaut gemurmelt zu hören. So mutierte möglicherweise, nach einer allerdings umstrittenen Etymologie, »hoc est enim corpus meum« (= »Denn dies ist mein Leib«) zu »Hokuspokus«.

## II. Die evangelische Kirche

Die weiteren Stationen sind schnell erzählt: Das »St.-Johannskloster« wird anno 1534 lutherisch genutzt. Denn es gehört zu den Amtsobliegenheiten des ersten bremischen Superintendenten Jakob Probst, »im grauen Kloster öffentlich vor Jedermann den Katechismus zu erklären.« Am 30. Juni 1537 wird die Klosterkirche für den lutherischen Gottesdienst geöffnet, und ein Jahr später wird im Kloster im Einvernehmen mit den Patres ein »Hospital für Unsinnige und Tolle« eingerichtet; Anno 1546 wird die Klosterkirche endgültig geschlossen. Sie muss jedoch 1581 wieder geöffnet worden sein, weil Conrad Schmalz als Prediger an St. Johann in den Annalen geführt wird. Er und sein Nachfolger Rudolf Monnichusen sind reformierte Prediger.

Von Bilderstürmen ist in lutherischer Zeit in St. Johann nichts bekannt: Bestimmt aber ist die Klosterkirche im reformierten Sinne gereinigt, als der Superintendent Christoph Pezelius zusammen mit dem Prediger Rudolf Monnichusen am 11. Dezember 1602 dort erstmals das Abendmahl feiert. An einem papistischen Hochaltar hätte der ranghöchste Repräsentant des Calvinismus in Bremen es wohl nie gefeiert. Spätestens jetzt wird man »des Papstes Hoffarben«, als da sind die Altäre nebst ihrem Bilderschmuck, Kreuze und eventuell Figuren, beseitigt oder recycelt haben, wie das Relief am Deutschen Haus. Kein Wunder also, dass in St. Johann von der mittelalterlichen Ausstattung lediglich die Schlusssteine im Mittelschiff und das Epitaph des Bürgermeisters Friedrich

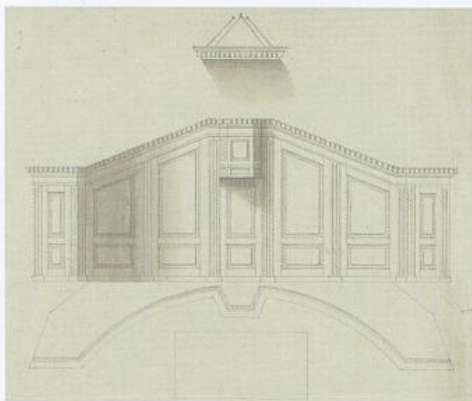


*St. Johann, spätgotische Kreuzigungsszene vom Epitaph des Friedrich Wigger, heute Teil der Tabernakelstele von 1994*

Wigger überlebt haben. Wenn man den mittelalterlichen Bilderstürmern gut will, könnte man ihnen bescheinigen, sie hätten das Gotteshaus wieder in den Zustand versetzt, von dem Franz von Assisi träumte: Eine kahle Kirche, in der nichts das Auge der Gläubigen von dem Geschehen ablenkt, das sich – in katholischen Zeiten – hauptsächlich am Altar abspielt.

Über die reformierte Einrichtung der Kirche ist kaum etwas aktenkundig. Man kann aber vermuten, dass ein Tisch den Altar ersetzte und

natürlich eine Kanzel vorhanden war. Letztere gab es allerdings schon bei den Franziskanern, waren diese doch z. B. Domprediger. Stühle oder Bänke wird es auch gegeben haben, schon wegen der ellenlangen protestantischen Predigten. Zumindest sind Anno 1663 Sitzplätze aktenkundig. 1680 wird der Kirche eine erste Orgel geschenkt; Wert 200 Reichstaler. Einer



*St. Johann, Entwurf zu einer Kanzel in der Chorapsis im Zusammenhang mit den Planungen zur Umnutzung der Kirche als Packhaus, um 1802*

Notiz des Jahres 1704 entnehmen wir, dass es sich um ein Positiv handelt. Da die St. Johannis-Kirche nie Gemeindekirche wird, reicht das Orgelchen wohl. Denn das Gotteshaus an der Klosterbalge »dient bloß für die Prövener« in dem Kloster. Heißt, nur die Insassen des frühen Kranken- und Irrenhauses und späteren Altenheims werden hier gottesdienstlich versorgt.

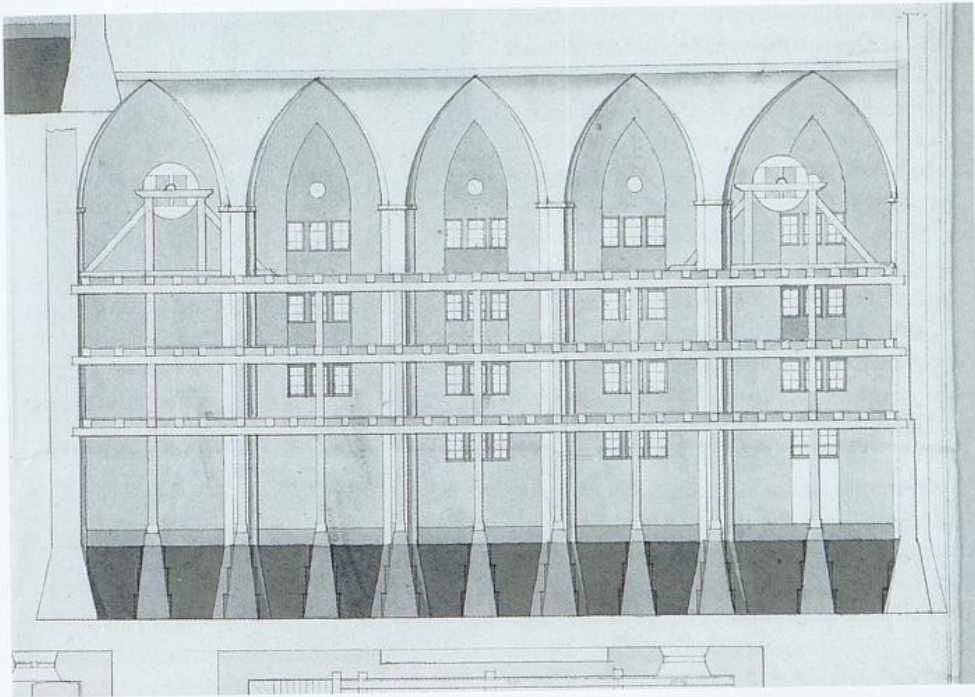
Als nacheinander die St.-Remberti-Gemeinde zwischen 1736 und 1737, die »Stephans Gemeinde« von 1754 bis 1755, die St.-Remberti-Gemeinde erneut Anno 1761 und die St.-Martini-Gemeinde Mitte des 18. Jahrhunderts in St. Johann gastieren, wird wohl kein besonderer baulicher Aufwand betrieben. Von einem solchen ist auch nichts bekannt, als der Rat den zwischen 1620 und 1630 nach Bremen geflüchteten Franzosen 1623 gestattet, die St. Johannis-Kirche zu nutzen. Und für die Hugenotten sind

auch keinerlei bauliche Veränderungen aktenkundig, als sie ab 1684 allsonntäglich in St. Johann ein Stück Heimat bekommen.

Anno 1801 beschließt der Rat, die Kirche nicht mehr insgesamt für Gottesdienste zur Verfügung zu stellen. Damals sind »die Versammlungen zum öffentlichen Gottesdienst alle Donnerstag Nachmittag in der Klosterkirche sehr schwach aus Mangel hinreichender Zuhörer.« Außerdem ist in der Kasse des St. Johanns-Klosters Ebbe. Daher beschließt der Rat 1802 einen Plan zur »einträglichen Nutzung« der Kirche. Klartext: Das Kirchenschiff soll zum Packhaus umgebaut werden. Für Gottesdienste darf allerdings der Chorraum weiter genutzt werden. Der Plan des Bauunternehmers C. A. Deetjen sieht drei hölzerne Zwischendecken und zwei aufwendige Winsen vor, die die Fässer auf die Böden transportieren. Glücklicherweise wird es nichts mit dem Packhaus. Die Franzosen vereiteln es. Sie nutzen die Kirche ihrerseits von 1810 bis 1813 als Magazin. Das Militär möchte das Kloster samt Gotteshaus jedoch in ein Zuchthaus verwandeln. Das verhindert dann 1813 die Völkerschlacht bei Leipzig. 1816 beschließen Rat und Bürgerschaft, den Katholiken die St. Johannis-Kirche zu übergeben.

### III. Von der St. Johannis-Kirche zur Propsteikirche St. Johann

Der Rat ist vermutlich froh, die Kirche loszuwerden. Für die Katholiken ist sie daher ein echtes Danaergeschenk. Denn bevor sie die heruntergekommene Kirche zum Gottesdienst nutzen können, müssen sie eine Menge investieren. Das Geld dazu versucht die kleine Gemeinde sich bei potenten Gönnern im ganzen Reich zusammenzubetteln. Da das nicht besonders erfolgreich ist, geschieht die Sanierung des Baus nach und nach: Vor der Einweihung am 17. Oktober 1823 wird der Fußboden um drei Meter gehoben, um ganzjährig mit trockenen Füßen Messe feiern zu können. Mit der Vermietung des so gewonnenen Kellers versucht man die Herrichtung der Kirche für den katholischen



*St. Johann, Entwurf zum Umbau der Kirche als Packhaus*

Gottesdienst zu finanzieren. Im Kirchenschiff versieht man die Pfeiler mit neuen Ansätzen der Dienste, um die Minderung der Höhe des Kirchenschiffs um drei Meter zu kaschieren. Jeweils 50 Birkenpfähle pro Quadratmeter mit einem Durchmesser von 8 bis 10 Zentimetern stecken unter den Pfeilern. Auf die Pfähle packt man fünf Schichten Ziegelbrocken in Muschelkalkmörtel und vier Schichten Sand. Darüber bilden drei abgetreppte Schichten Mauerwerk die eigentlichen Pfeilerfundamente. Deren Tragfähigkeit ist ausreichend – vorausgesetzt, der Grundwasserstand bleibt gleich hoch. Natürlich müssen auch die beiden vorhandenen Eingänge höher gelegt werden. Dafür wird das Mittelfenster in der Westfassade erheblich verkürzt.

Der Architekt Johann Hermann Rauschenberg legt am 21. September 1821 einen Plan zum Umbau der St. Johannis-Kirche vor. Er beabsichtigt, die Nordseite der Kirche zu verputzen und dem Sockel einen modischen Fugenschnitt zu verpassen. Der Haupteingang an der West-

seite soll zu einem Kellerniedergang umgebaut und durch zwei Türen an der Nordfront ersetzt werden. Glücklicherweise kommt der Plan nicht zur Ausführung. Er hätte die schöne Backsteinkirche verschandelt.

Der Innenraum der St. Johannis-Kirche hat nach dem Umbau 1823 folgende Maße: Der Chor ist mit 21 Metern Länge lediglich um knapp drei Meter kürzer als der übrige Kirchenraum, der eine Länge von 23,9 Metern aufweist. Die lichte Breite des Schiffs beträgt 17,5 Meter, die Breite des Chors neun Meter. Die lichte Höhe des Mittelschiffs bis zum Schlussstein des Gewölbes liegt nun bei 15 Metern und im Chor beträgt sie 14,3 Meter. Die mittelalterlichen Mauern haben eine Stärke von 2,37 Metern, wie eine Bohrung für ein Kabel am 18. 7. 2000 ergibt.

Bei der »Wiederübernahme der Kirche durch die Katholiken im Jahre 1823« setzt man einen Hochaltar im Zopfstil »mit mächtigen Säulen und einem großem Altarbilde« vor die Apsis.

Selbstverständlich darf eine Orgel nicht fehlen. Die neue Orgel kommt 1823 vom Orgelbauer Peter Tappe aus Verden. Sie ist die größte Orgel Tappes. 1834 wird das Klostergebäude abgerissen. Mit dem Schutt entsteht die »Hohe Straße«. 1845 bekommt die Kirche ein neugotisches Taufbecken nach Entwurf des Bremer Künstlers Georg Andreas Steinhäuser. Seit dem 16. September 1845 werden darin die Kinder der Gemeinde getauft.

Anno 1871/1872 machen sich die Bremer Katholiken an eine gründliche Restaurierung unter Leitung des münsterschen Dombaumeisters Hilger Hertel. Die Kirche bekommt neue, mit neugotischen Wangen versehene Bänke, eine bunte Ausmalung im Chor und endlich bunte Fenster. An der Nordseite entsteht eine neue Sakristei. Die alte hatte sich hinter dem Altar befunden. 1964 entsteht die jetzige Sakristei an der Südseite des Chores.

Ob die Bremer Franziskaner überhaupt bunte Chorfenster besaßen, die dann möglicherweise den bilderstürmenden Reformierten zum Opfer fielen, wissen wir nicht. Die Katholiken finden um 1823 nur Chorfenster vor, die »weißes Glas hatten«, sodass »ein blendendes Licht einströmte und man sich genöthigt sah, sie theils mit Papier zu verkleben, theils mit grünen Vorhängen zu blinden.« Ein aus finanzieller Not geborenes Provisorium. Im Jahre 1872 hat man das Verkleben satt und ist die grünen Vorhänge leid. Daher gibt es neue Fenster aus dem Atelier der Hofglasmaler Hertel & Lersch in Düsseldorf. Die »Cartons« dazu stammen von der »Malerin Frl. Wagner aus Münster«. Sie zeigen »die Taufe Christi durch Johannes, den Patron der Kirche«, wie die Heiligen Stephan und Georg, die Apostel Petrus und Paulus, Vinzenz und Elisabeth, Ansgar und Canut (= Knud) sowie Bernhard und Wilhelm. Sind Stephan und Georg die Vor-



Ansicht der St. Johannis-Kirche, Christian Grabau, 1873



St. Jo.  
Zeich

name  
1893)  
Bernh  
Bernh  
Fürst  
Gönn  
matic

18  
altar  
und e  
aus d  
Jahre  
tian  
schen  
die P  
sind  
Krieg  
sie z  
rekt  
heili  
ober  
»die



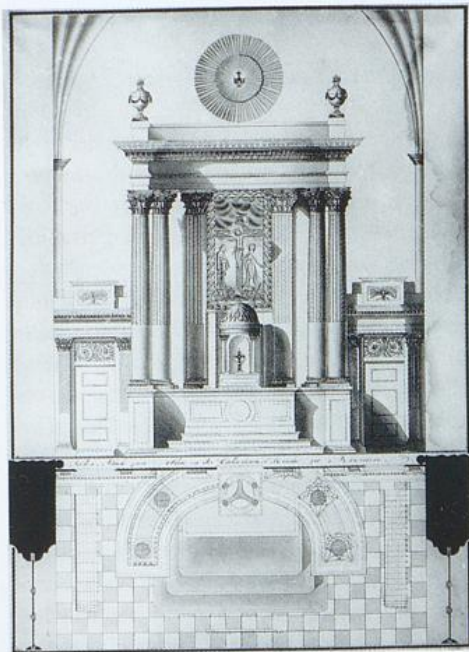
*St. Johann, Inneres nach 1823, kolorierte Zeichnung im Besitz der Propstei*

namen der damaligen Pastöre Fideldey (1859–1893) und Gronheid (1873–1893), so erinnern Bernhard und Wilhelm an den Weihbischof Bernhard von Galen und den Osnabrücker Fürstbischof Wilhelm von Wartenberg, beides Gönner der Bremer Katholiken nach der Reformation.

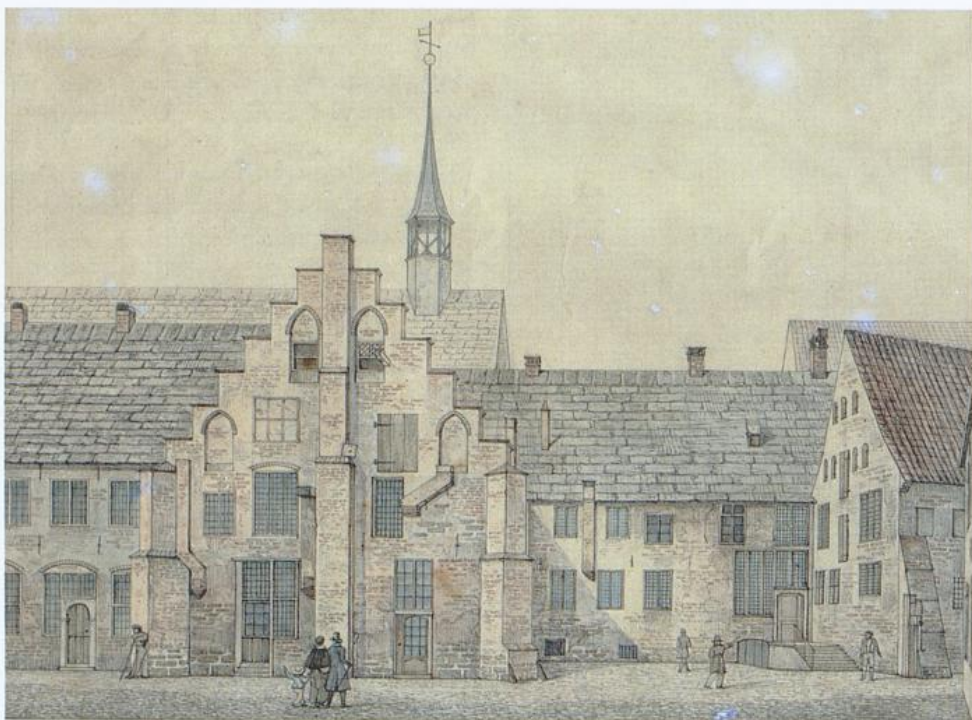
1888 kommen ein Fenster über dem Marienaltar mit fünf Szenen aus dem Leben Mariens und eins über dem Josephsaltar mit fünf Szenen aus dem Leben des heiligen Joseph hinzu. Im Jahre 1908 stifteten Heinrich Niemeyer und Christian Gries das Fenster im Westgiebel, das zwischen den Manualen der Orgel »Sancta Caecilia, die Patronin des Orgelspiels« zeigt. Noch jünger sind die Fenster in der »Votivkapelle« mit dem Kriegerehrenmahl. Die Familie Erling finanziert sie zusammen mit Kapelle und Altar 1919, direkt nach dem Ersten Weltkrieg. Sie zeigten den heiligen Johannes als Prediger in der Wüste, oben im Vierpass eine Mutter mit ihrem Kinde, »die einen Kranz auf ein Kriegergrab legt«, so

wie den Auferstandenen im Altarfenster. Die Kapelle, in Höhe des ersten südlichen Seitenschiffensters angebaut, wird 1964 im Einverständnis mit der Familie Erling abgebrochen.

Der Hochaltar im Zopfstil wird 1869 an die Kirche St. Cosmas und Damian in Barßel verschenkt, weil Adolf Unkrau seiner St. Johanniskirche »einen neuen, dem strengen gotischen Stil dieser Kirche entsprechenden Hochaltar nur unter der Bedingung dedizieren will, daß der jetzige kostbare, noch gut erhaltene Altar in einer anderen Kirche würdevoll aufgestellt würde.« Den neugotischen Hochaltar von 1873/73 aus weißem Sandstein entwirft Dombaumeister Hilger Hertel aus Münster. Er wird den Bremern als »einer der bedeutendsten Gothiker der Gegenwart« vorgestellt. Die Marien- und Josephs-Statue auf den beiden Seitenaltären, ebenfalls nach Entwürfen von Hertel, stammen »aus der berühmten Werkstatt des Bildhauers Heinrich Fleige in Münster«.



*»Seiten-Stück zum Altar in der Catholischen Kirche zu Bremen«. Ansicht des Hochaltars in St. Johann, 1831*



Südfront des St.-Johannis-Klosters, Federzeichnung von J. Wetzel, 1834, Focke-Museum

Eine erneute gründliche Überholung der St. Johannis-Kirche findet 1888 unter der Leitung des Bremer Architekten Heinrich Bernhard Wilhelm Flügel in Verbindung mit dem münsterschen Dombaumeister Holger Herde dem Älteren statt. Ergebnis: Das Schiff der Kirche wird statt mit »Schievel«, d. h. rotem Sandstein, mit Schiefer gedeckt. Und um die »langweilige Einförmigkeit der gewaltigen Dachflächen« zu »überwinden«, wird einerseits »eine Doppelreihe von Erkern« – eigentlich handelt es sich um niedrige abgewalmte Querdächer – in sie eingebaut, andererseits verpasst man dem Dach »angenehme Linien«, die man mit braunem und schwarzem Schiefer auf die Dachflächen zaubert. Ein Hauch vom Wiener Stephansdom weht über dem Schnoor.

Die beiden »Thürmchen« an der Westfassade bekommen »eine elegante Spitze« verpasst. Auf die Spitze des Westgiebels setzt man »ein einfaches Kreuz, das einen sehr vornehmen Ein-

druck macht.« Außerdem wird »die so nothwendige dritte Tür« ins Mauerwerk der Westfassade gebrochen. Nicht erwähnt wird, dass damals die kreisförmige Blende im oberen Giebel mit dem Davidstern versehen wird. Die Pastöre Fideley und Gronheid bedauern 1888 außerordentlich, dass »aus räumlichen, baulichen und finanziellen Gründen« an den Bau eines »selbstständigen Thurms am Westende« der Kirche nicht zu denken sei. Kleiner Trost: »Der neue Dachreiter aber in seiner schlanken Gestalt mit dem goldenen Hahn auf der Spitze lässt doch den Mangel in etwa verschmerzen.«

Der Kreuzweg wird entweder bei der Restaurierung 1871 oder 1888 angeschafft. Heinrich Fleige schuf ihn. Die erste katholische Orgel von 1823 wird etwas über ein Jahrhundert später durch eine neue ersetzt. Die spendiert der Mühlenbesitzer Carl Erling. Die neue »prachtvolle Orgel« des Orgelbauers Anton Feith aus Paderborn hat 54 Register, drei Manuale und

Pedal.  
nual, e  
lend, o  
in eine  
So blei  
Fenster  
erste u  
links d  
die bei  
versch  
Es klin  
Am Pa  
weith.  
Orgel  
Jahre  
gleitet  
Orgell  
mehr  
gebroc  
man s  
nach e  
nach i

Di  
26. Ju  
Dachs  
Das m  
wohl  
fallen  
Spure  
mit d  
Frost



Der r  
schm

Pedal. Man hebt hervor, dass »das dritte Manual, eine vollständige Orgel für sich darstellend, oberhalb des durchbrochenen Gewölbes in einem geschlossenen Raume eingebaut« ist. So bleibt der Blick auf die heilige Caecilia im Fenster frei. Der Orgelbauer Feith postiert das erste und zweite Manual jeweils rechts und links des Fensters und setzt die Pedaltürme in die beiden Seitenschiffe. Das dritte Manual aber verschwindet unsichtbar über dem Gewölbe. Es klingt daher von oben herab »himmlisch«. Am Palmsonntag 1927 wird die Orgel eingeweiht. Wenn diese geradezu »überirdische« Orgel nicht wie ihre Vorgängerin über hundert Jahre den Gesang der Bremer Katholiken begleitet, so kann dies nicht dem Paderborner Orgelbauer Feith angelastet werden. Es ist vielmehr Adolf Hitler und dem von ihm vom Zaun gebrochenen II. Weltkrieg zu »verdanken«, dass man sich in St. Johann im Jahre 1943 erneut nach einer Orgel umsehen muss. Aber nicht nur nach ihr.

Die Bombenangriffe vom 25. auf den 26. Juni 1942 lassen die Sakristei wie »den Dachstuhl der St.-Johanniskirche« abbrennen. Das mittelalterliche gotische Gewölbe hält, obwohl ein paar Brandbomben ins Mittelschiff fallen und dort einige Kirchenbänke anzünden. Spuren davon sind noch heute zu sehen. Damit das Gewölbe nicht von Feuchtigkeit und Frost auseinanderfriert, spannt man »noch im

gleichen Jahr ein flaches Notdach« aus Holz über die Gewölbe. Das Holz liefert der Bauunternehmer Heinrich Nordmann, ein Katholik aus dem Eichsfeld. Die 15 Meter hohen Giebel werden durch starke Bindungen gesichert. Bei dem Angriff am 6. Oktober 1944 werden ein paar Fenster zerstört. Die Fenster fliegen end-



Die St.-Johannis-Kirche nach der Restaurierung 1888

gültig »vor Ostern 1945 durch einen in der Nähe niedergegangenen Bombenteppich« heraus.

Nach den Bombenabwürfen galt es, den mittelalterlichen Bau grundlegend zu sanieren. Zu den Kriegsschäden kamen ältere Gründungsschäden hinzu, die noch auf die Grundwasserspiegelabsenkung zurückgingen, die durch die Weserkorrektur von 1887 bis 1895 verursacht worden war. Weitere Weser-Vertiefungen von 1915 und 1934 hatten das Problem verschärft. Die acht bis zehn Zentimeter dicken Birkenpfähle hatten durch Zutritt von Luftsauerstoff schon seit 1887 zu faulen begonnen und so ihre Festigkeit verloren. Das führte zu Rissen in den Gewölben. Bereits 1938 hatte man darauf reagieren müssen. Durch die Bombardierungen waren die Risse noch größer geworden. Deshalb werden 1948 die Fundamente der Kirche mit 135 Betonpfählen neu gegründet. Sie haben teilweise einen Durchmesser von 80 Zentimetern



Der neugotische Hochaltar mit Blumenschmuck für eine Hochzeit, Archiv St. Johann

und reichen bis in eine Tiefe von 16 Metern. Auf jedem Pfahl ruht ein Gewicht von 75 Tonnen.

Im Jahre 1951 bekommt St. Johann einen neuen Dachstuhl. Bis 1952 wird die Kirche mit »einem Kostenaufwand von einer Million Mark durch die katholische Gemeinde ohne jeden Staatszuschuss aus eigenen Mitteln wieder aufgebaut.« Für den neuen Dachreiter, der 1965 mit drei von der Glockengießerei Otto in Hemelingen gegossenen Glocken bestückt wird, die von der Bremer Familie Strangemann und der Familie Berninghaus aus Velbert gestiftet werden, gibt es einen Zuschuss von der Sparkasse in Bremen. Den vermittelt Bürgermeister Hans Koschnick.

Zuvor werden, von 1955 bis 1957, die zerstörten Fenster ersetzt. Die »außerordentlich gute Dankkollekte« aus Anlass des vierzigjährigen Priesterjubiläums von Msgr. Heinrich Ohrmann (1947–1961), dem Dechanten des Dekana-

nats Bremen und erstem Propst, am 15. Februar 1953 und der damit verbundenen Erhebung der St. Johannis-Kirche zur Propsteikirche bildet »den Grundstock für die ersten fünf Kirchenfenster.« Die Fenster sollen »den Katholiken, die in der Hansestadt Bremen in zahlenmäßiger Minderheit sind«, verdeutlichen, »welchen Beitrag die Kirche zum Aufbau des Gemeinwesens beigetragen hat.« Deshalb werden »die heiligen Männer und Frauen« dargestellt, »die auf Grund ihrer Wirksamkeit oder aber ihres Patronates für die Bremer Kirchengeschichte vor und nach der Glaubensspaltung von Bedeutung sind.« Walter Klocke aus Gelsenkirchen bekommt den Auftrag. Die Glaswerkstätten Peters in Paderborn führen ihn aus.

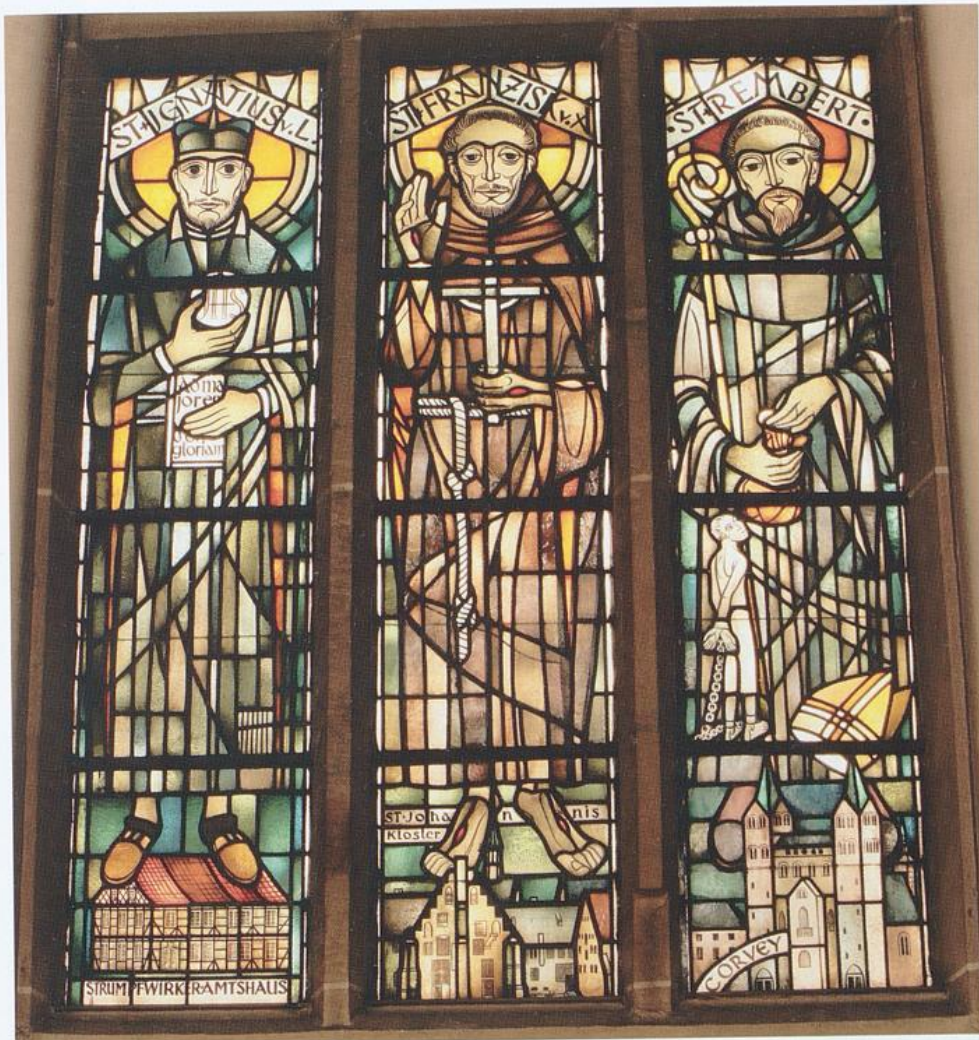
Das mittlere Chorfenster zeigt den Patron der Kirche: Johannes bei der Taufe Jesu im Jordan. Die übrigen Chorfenster zeigen die vier bremischen Heiligen: Willehad, Ansgar, Rim-



St. Johann, Kriegsschäden, Juni 1942

St. Igr  
Entw

bert u  
die in  
bekan  
gelist  
Dami  
Kath  
Heilig  
ken n  
von  
Ursul



St. Ignatius von Loyola, St. Franziskus von Assisi und St. Rembert, Detail der Chorfenster nach Entwurf von Walter Klocke, Gelsenkirchen, 1955–1957

bert und Emma von Lesum. Es folgen Heilige, die in Bremen vor der Reformation als Patrone bekannt waren wie: Petrus und Paulus, der Evangelist Johannes, Jakobus der Ältere, Cosmas und Damian, Michael, Georg, Franziskus, Anna, Katharina, Elisabeth und Gertrud. Weitere Heilige haben mit der Geschichte der Katholiken nach der Reformation zu tun, wie Ignatius von Loyola, Wilhelm, Wiho, Heinrich und Ursula. In den Seitenschiffapsiden befinden sich

das Marienfenster und das Josephfenster. In die Fenster des südlichen Seitenschiffs sind Szenen aus dem Leben Johannes des Täuflers eingefügt und in den nördlichen Fenstern Szenen aus dem Leben Johannes des Evangelisten. Man glaubte damals, die Kirche habe ein Doppelpatronat besessen mit Johannes dem Täufer und Johannes dem Evangelisten. In den übrigen Fenstern sieht man Szenen aus dem Leben des heiligen Franziskus. Das Orgelfenster zeigt

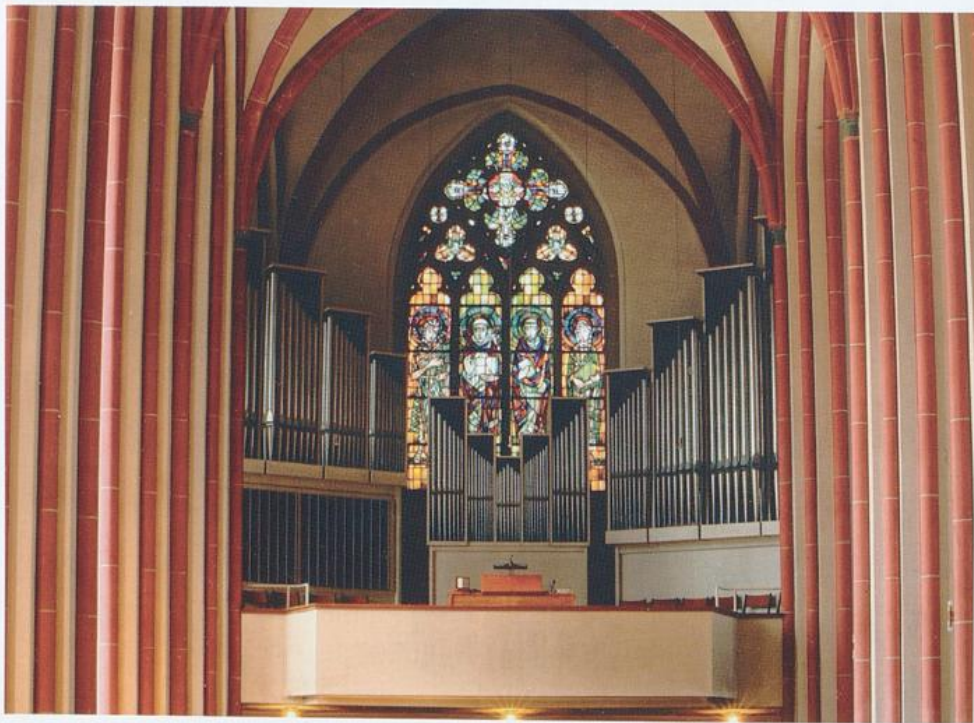
Heilige, die mit Musik zu tun haben, wie David, Thomas von Aquin, Bernhard von Clairvaux und Caecilia.

Die Orgel, die der Orgelbauer Gustav Brönstrup aus Hude nach dem Krieg aus Pfeifenmaterial und Windlade von 1927 zusammenbaut, ist ein Provisorium. Sie wird am 6. Februar 1965 durch ein Werk des Orgelbauers Franz Breil, Dorsten, ersetzt. Das neue Instrument hat drei Manuale, 47 Register und eine mechanische Spieltraktur mit elektrischer Koppelung und elektrischer Registertraktur. Die Breil-Orgel wird 1978 durch Alfred Führer, Wilhelmshaven, umintoniert und 1995 von Siegfried Sauer, Hörter-Ottbergen, renoviert und erneut umdisponiert. 1995 wird eine 256fache Setzeranlage installiert.

Kaum ist die Kirche von Kriegsschäden befreit, setzt der »katholische Bildersturm« ein. Er ist theologisch begründet und wird vom jungen dynamischen Propst August Sandtel (1961-

1981) und seinem Kaplan Adalbert Keilus durchgeführt. Er beginnt ganz harmlos mit der Umgestaltung des Chorraumes nach neuesten liturgischen Gesichtspunkten: Ende Oktober 1962 setzt Propst Sandtel die Kommunionbank auf die unterste Chorstufe. Sie ist so nicht mehr so weit von den Bänken der Gläubigen entfernt. Am 2. Oktober 1964 stellt er einen »provisorischen Holzaltar« vor den neugotischen Hochaltar. Einsichtige Begründung: Am alten »Sandstein-Hochaltar« könne nicht mehr »celebriert werden, da die Altarplatte schon seit dem Kriege gesprungen« sei.

Der um Rat gebetene Benediktinerpater Theodor Bogler aus Maria Laach empfiehlt, die (endgültige) Änderung nicht zu überstürzen. Das Provisorium sei aus drei Gründen »zunächst eine ganz gute Lösung«: Der Hochaltar komme aus dem Gebrauch. Das Volk Gottes könne sich schon mal an die neue Situation gewöhnen, und ein Provisorium schreie schlussendlich

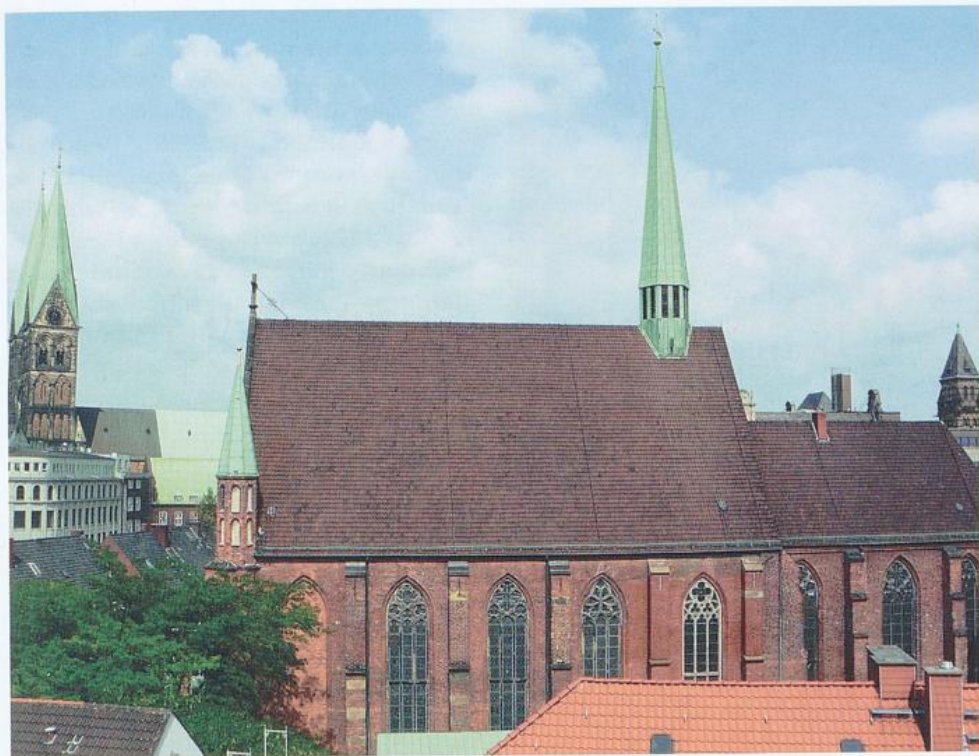


Blick zur Orgel und zum Orgelfenster



St. Joh

nach  
schrift  
schiff  
denn  
gehör  
steht,  
Sandt  
auf be  
Altar«  
Josep  
die Kr  
Müns  
rich  
brach  
kleine  
der Sa  
jetzt i  
Hohe  
die Fr  
Haus

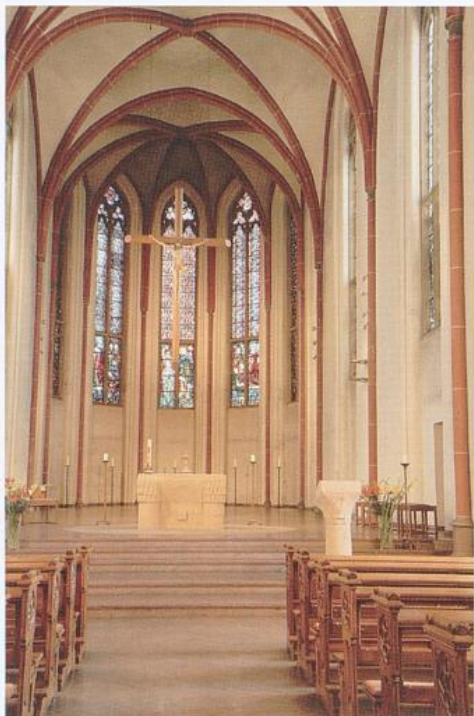


St. Johann von Süden

nach Ersatz. Da »die neuen liturgischen Vorschriften besser« an einem »mehr zum Kirchenschiff gerückten Altar durchzuführen« seien, denn »es wird nur noch zum Volke celebriert«, gehört der alte Hochaltar, der hinten im Chor steht, zum alten Eisen. Folgerichtig lässt Propst Sandtel 1968 ohne große Skrupel die Spitzhacke auf besagten »schönen, künstlerisch wertvollen Altar« niedersausen. Auch die Marien- und die Joseph-Statue von Heinrich Fleige werden wie die Kreuzabnahme des Künstlers Fritz Ewertz, Münster – über dem Altar der 1919 von Heinrich Flügel errichteten Votivkapelle angebracht – Opfer des Bildersturms. Lediglich eine kleine Statue des heiligen Franziskus wird von der Sakristanin Schwester Rita gerettet. Sie steht jetzt im Eingang des Schwesternhauses an der Hohen Straße. Die Reste der Gedenktafel für die Freiherrn von Vrintz zu Treuenfels, in deren Hauskapelle die Bremer Katholiken zwischen

1648 und 1823 Unterschlupf finden, lässt Propst Plate 1993 wieder zusammenfügen und im Eingang der Krypta einmauern.

Auch die Seitenaltäre werden entsorgt, sie sind überflüssig: Die »stillen Messen« sind abgeschafft und die Konzelebration wird eingeführt, der Gottesdienst, den mehrere Priester gemeinsam feiern. Für den »Bildersturm« glaubt Sandtel gleich zwei gute Gründe zu haben: Einmal hält er den Altar weder für »künstlerisch wertvoll« noch für »schön«. Neugotik gilt bis in die Achtzigerjahre des 20. Jahrhunderts als epigonenhafte Kunst. Zweitens kommt der frei stehende Altar aus liturgisch-theologischen Gründen wieder in Mode. Denn in der Folge des Zweiten Vatikanums korrigiert man die »Fehlentwicklung der letzten Jahrhunderte«, die den Tisch des Herrn zur »Wandkonsole« verkommen ließ, auf der sich zahlreiche Kerzen und Blumen tummelten. Außerdem soll der



*Blick in den Chor*

Altar frei stehen, »damit man ihn ohne Schwierigkeiten umschreiten kann«, und »so aufgestellt sein, dass er wirklich den Mittelpunkt des Raumes bildet, dem sich die Aufmerksamkeit der ganzen Gemeinde von selbst zuwendet.«

Alfons Biermann, Leiter der Bildhauerwerkstatt der Abtei Maria Laach, gestaltet Altar und Tabernakelsäule aus dunkelgrünem Wachauer Marmor. Der Altar bekommt das Aussehen eines Tisches: »Die Würde des Altares liegt vor allem darin begründet, daß er Tisch des Herrn und des Herrenmahles ist.« Über dem Altar hängt ein Triumphkreuz, von Christoph Fischbach aus Kupfer gefertigt. Mit Halbedelsteinen und Blattornamenten spielt es auf den Lebensbaum an. Auch der Ambo und die anderen Metall- bzw. Bronzearbeiten, wie das Gitter am Tabernakel mit den Flammen des Brennenden Dornbusches, stammen von Fischbach. Der Osnabrücker Weihbischof Dr. Johannes von Rudloff konsekriert den neuen Altar am 16. No-

vember 1968. Während der Tabernakel den abgebrochenen neugotischen Marienaltar ersetzt, setzt Propst Sandtel eine Pietà an die Stelle des Josephaltars. Die Figur war um 1600 in der Gegend von Regensburg entstanden.

Als der von den Gläubigen als »Heiliger Kanonenofen« bzw. »Mondrakete« verlästerte Tabernakel 1994 von Propst Klaus Plate (1981–1997) durch eine neue Tabernakelstele ersetzt wird, weint ihr keiner eine Träne nach. Der neue Tabernakel selbst ist unterhalb des gotischen Kreuzigungsreliefs für den Bürgermeister Friedrich Wigger angebracht und versinnbildlicht in goldener Bronze das Haus Gottes unter den Menschen.

Der Altar von 1994, ein Block aus gelblichem Savonnier-Kalksandstein, stammt, wie auch die dazugehörigen Bronzeleuchter, aus der Werkstatt des Rietberger Künstlers Johannes Niemeier. Der zum Hamburger Erzbischof ernannte Osnabrücker Dr. Ludwig Averkamp weiht den Altar am 10. Dezember 1994 ein. Das an der Stirnseite des Altars vorhandene Reliquiengrab weist durch ein sogenanntes Taukreuz (Tau ist der griechische Buchstabe »T«) darauf hin, dass sich im Grab eine Reliquie des heiligen Franziskus befindet. Sie stammt aus der 1995 aufgegebenen St. Franziskus-Kirche in Grolland. Das T-förmige Kreuz ist ein Zeichen des heiligen Franziskus und, dem Propheten Ezechiel zufolge, das Mal, das die Gerechtfertigten am Ende der Tage auf der Stirn tragen werden. Über dem Altar hängt an neuen Kreuzbalken ein spätgotischer Korpus aus dem Salzbürgischen, zuvor im Besitz einer Prinzessin von Hessen.

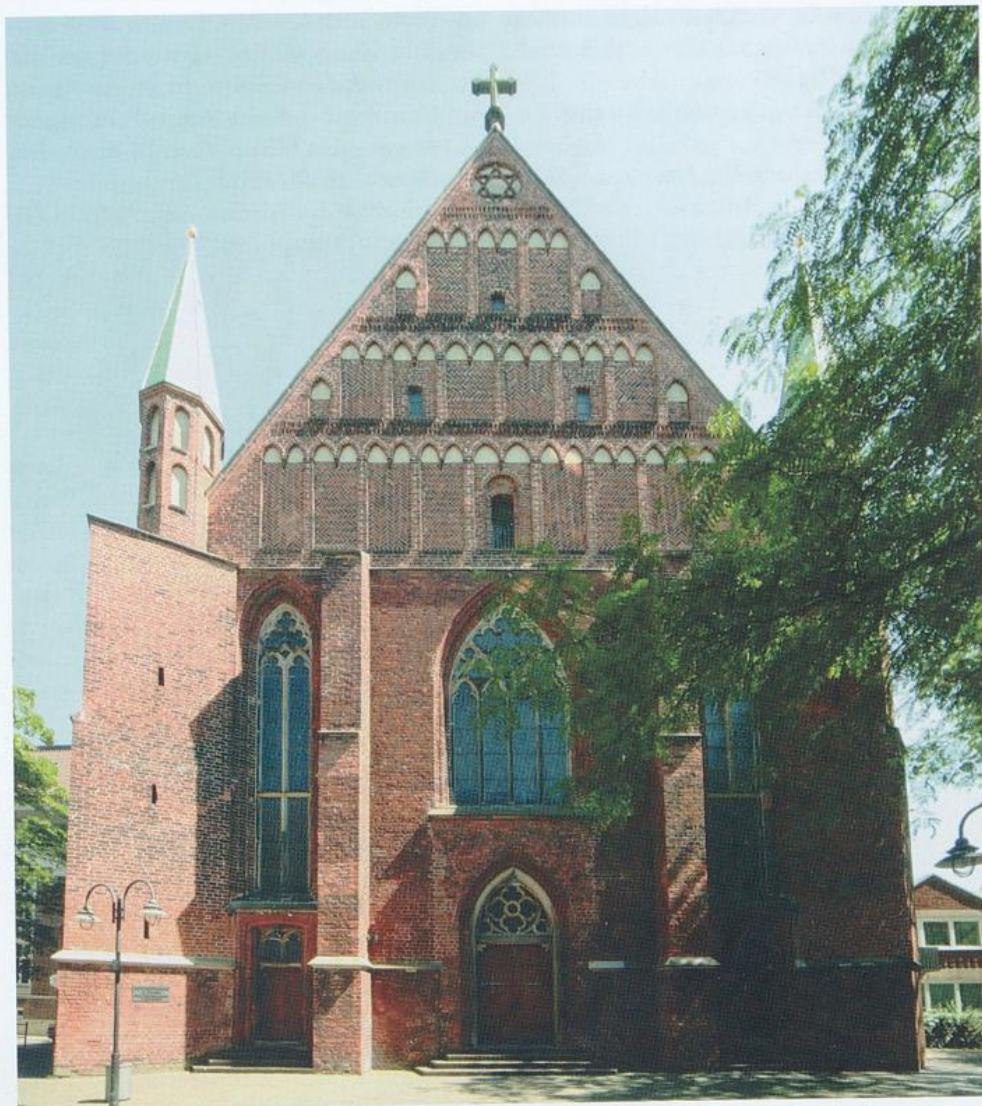
Im Rahmen der Renovierung der Propsteikirche von 1992 bis 1994 wird kurzzeitig der Gedanke ventiliert, die Kirche wieder auf das ursprüngliche Fußbodenniveau zurückzubilden. Dafür macht sich Prof. Dr. Roderich Fuhrmann von der Hochschule Bremen stark. Statische und finanzielle Überlegungen verhindern die Ausführung der Idee. Stattdessen baut Propst Klaus Plate die bisherige Rumpelkammer unter dem Mittelschiff zu einer zweischiffigen Unterkirche um; in St. Johann fälschlicherweise

Krypta  
sie am  
sichel-  
Theod  
stand a  
Bomba  
1979  
mühle  
Wilhel

Krypta genannt. Propst Klaus Plate benediziert sie am 13. Juni 1992. Eine spätgotische Mondichel-Madonna, Dauerleihgabe der Brüder Theodor und Christoph Herrschel – sie überstand am 13. Februar 1945 die apokalyptische Bombardierung Dresdens und am 6. Februar 1979 die Mehlstaub-Explosion der Rolandmühle –, sowie das Kreuz, ein Geschenk von Wilhelmine Fischer, eine Arbeit eines Südtiroler

Herrgottsschnitzers aus der Zeit um 1880, schmücken die »Krypta«. Im Eingang steht ein lebensgroßer St. Ansgar, 1878 von Heinrich Fleige geschaffen. Er schmückte einst die Fassade der Kaplanei.

Im Mai 2013 begann die erneute Restaurierung der Propsteikirche unter Propst Dr. Martin Schomaker mit der notwendigen Maueranierung.



Westfront mit Davidstern in der Giebelspitze

## Literatur

- Allgemeine Einführung in das Römische Messbuch, Bonn 1996.
- Hartwich Ammann, Bremer Pastorenbuch, Bremen 1996.
- Wilhelm von Bippen, Die Pfarr- und Ordenskirchen (= Bremische Denkmale, Bd. 3, Theil 2), Bremen 1876.
- Bremer Nachrichten 10. 4. 1872.
- Johann Philipp Cassel, Historische Nachrichten von dem St. Johannis Kloster in Bremen, Bremen 1777/1789.
- Karl Dillschneider, St. Johann in Bremen, Bremen 1973.
- Friedrich Hardinghaus, Die Altäre in der St.-Johannis-Kirche, in: Ansgarius, 11. 9. 1938.
- Amelie Holzknacht: St. Johann in Bremen, Bremen - Kirche und Gemeinde im Wandel der Zeiten, Tuttingen 1959.
- Kompodium Annuarum Missionis Bremensis, auch »Jahresbericht der Jesuiten« genannt, übersetzt von Friedrich Hardinghaus, in: ders., Zur Geschichte der katholischen Gemeinde in Bremen, in: Ansgarius, 2. und 3. Jg., 1925/26.
- Konrad Kanthak, Die Fenster in der St. Johannis-Kirche, in: Karl Dillschneider, St. Johann in Bremen, Bremen 1973.
- Walter Krumwiede, Die mittelalterlichen Kirchen- und Altarpatrozinien Niedersachsens, Göttingen 1960.
- Fritz Peters, Zwölf Jahre Bremen, 1933-1945, Bremen 1951.
- Roland Pieper u. P. Werinhard Einhorn, Bestandsaufnahme der Franziskanerklöster zwischen Ostsee, Thüringer Wald und Erzgebirge, Paderborn 2006.
- Klemens Richter, Kirchenräume und Kirchenräume, Freiburg 1998.
- Andreas Röpcke (Hg.), Willehad. Das Leben des hl. Willehad, Bischof von Bremen, und die Beschreibung der Wunder an seinem Grabe, Bremen 1982.
- Roland. Kirchlicher Anzeiger für die St. Johannis-Gemeinde in Bremen, Bremen 1876-1894.
- Christian Nikolaus Roller, Versuch einer Geschichte der Kaiserlichen und Reichsfreyen Stadt Bremen, 4 Teile, Bremen 1799-1803.
- Patricius Schlager O.F.M., Geschichte des Franziskanerklosters in Bremen, in: Beiträge zur Geschichte der sächsischen Franziskanerprovinz vom Heil. Kreuze, IV. und V. Bd., Düsseldorf 1911/1912.
- Nekrologium des Franziskanerklosters in Bremen aus der Königlichen Bibliothek zu Stockholm, enthalten in: Patricius Schlager, Geschichte des Franziskanerordens (s. o.).
- Rudolf Stein, Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen (= Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, Bd. 2), Bremen 1962.
- Bernd Schmies u. Kirsten Rakemann, Spuren Franziskanischer Geschichte, Werl 1999.
- Wilhelm Tacke, St. Johann in Bremen - Eine über 600jährige Geschichte von Bettelmönchen bis zu den Pröpsten, Bremen 2006.
- Ingo Ulpts, Studien zur Geschichte der Mendikanten in den Städten Bremen, Hamburg und Lübeck im Mittelalter, Magisterarbeit, Universität Münster, 1990.
- Otto Veeck, Geschichte der reformierten Kirche Bremens, Bremen 1909.
- Heinrich Völker, Die Geschichte der katholischen Kirche in Bremen seit der Reformation, Bremen o. J.



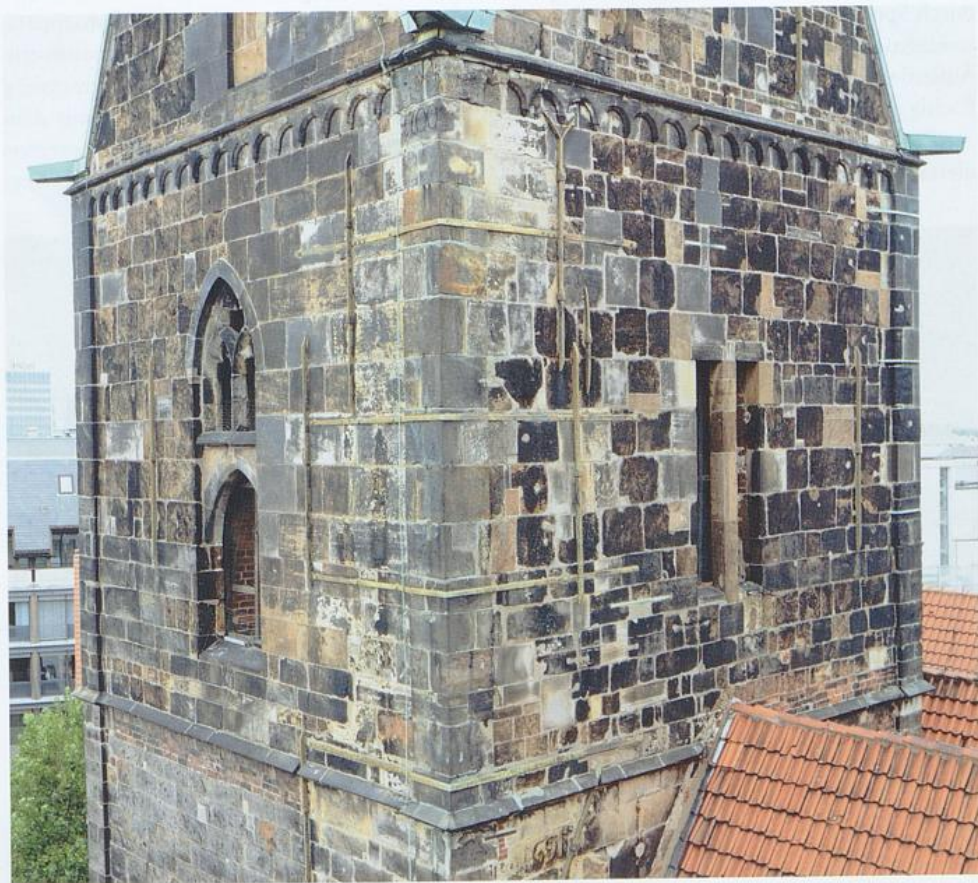
Axel Krause

## Kirche Unser Lieben Frauen in Bremen, Vorbereitung der Instandsetzungsarbeiten an den Fassaden

Baudenkmale bedürfen einer kontinuierlichen Pflege. Die Bremische Evangelische Kirche wendet jährlich finanzielle Mittel in Millionenhöhe auf, um Kirchengebäude zu erhalten. Dieses betrifft natürlich vor allem auch die denkmalgeschützten mittelalterlichen Kirchen in der Innenstadt. Nachdem in den vergangenen Jahren die Fassaden des St. Petri-Doms einschließ-

lich der beiden Türme weitgehend repariert wurden, stehen nunmehr auch an den beiden anderen mittelalterlichen Innenstadtkirchen, St. Martini und Unser Lieben Frauen, umfangreiche Fassadenreparaturen an.

Vorrang haben, wegen des schlechten Zustands der Fassaden, zunächst die Arbeiten an der Kirche Unser Lieben Frauen. Hier sind viele



*Unser Lieben Frauen, Nordturm*



*Schadhaftes Traufgesims*

Steine des Natursteinmauerwerks lose oder schadhaft und müssen ausgetauscht werden. Besonders groß sind die Schäden, verursacht durch Spritzwasser und Urin, im Sockelbereich sowie an dem etwa 900 Jahre alten Südturm. Außerdem müssen die Mauerwerksfugen großflächig erneuert werden.

Die Reparaturarbeiten an der Bausubstanz dieses hochrangigen Baudenkmals bedürfen ei-

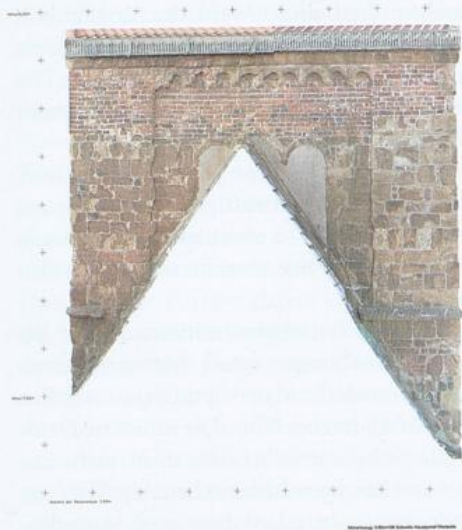
ner sehr sorgfältigen planerischen Vorbereitung. Zunächst wird eine genaue zeichnerische Bestandsaufnahme sämtlicher Fassaden mittels Fotogrammetrie durchgeführt. Das sicherlich nicht jedem geläufige Verfahren der Fotogrammetrie erläutert Dr. Andreas Brusckke von der Messbildstelle Dresden, die mit den Arbeiten an der Liebfrauenkirche beauftragt wurde:

»Für die detailreiche Vermessung und insbesondere für hohe Fassaden wie Kirchtürme ist die Fotogrammetrie ein geeignetes und wirtschaftliches Verfahren. Dabei werden unter Nutzung der Zentralperspektive der fotografischen Abbildung die aufgenommenen Objekte vermessen. Aus mindestens zwei Aufnahmen werden Lage, Form und Größe exakt bestimmt. Voraussetzung ist der Einsatz von Messkamern, die die Eigenschaften eines Fotoapparates mit denen eines präzisen Winkelmessinstrumentes vereinen. Die eigentliche Vermessung findet danach in Messbildern statt, mit dem interpretierenden Sachverstand des Auswerters und in der notwendigen Ausführlichkeit bzw.

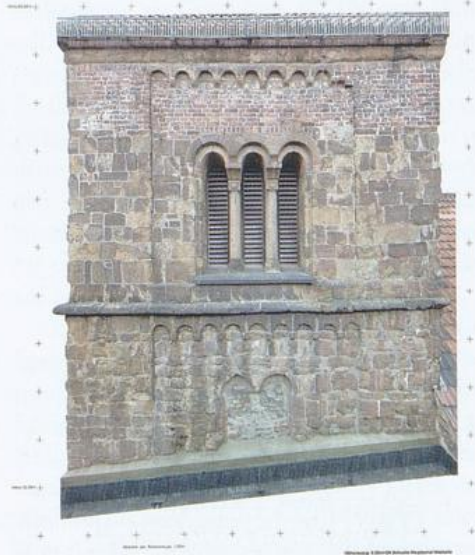


*Schäden im Sockelbereich*

Südturm Nordansicht



Südturm Ostansicht

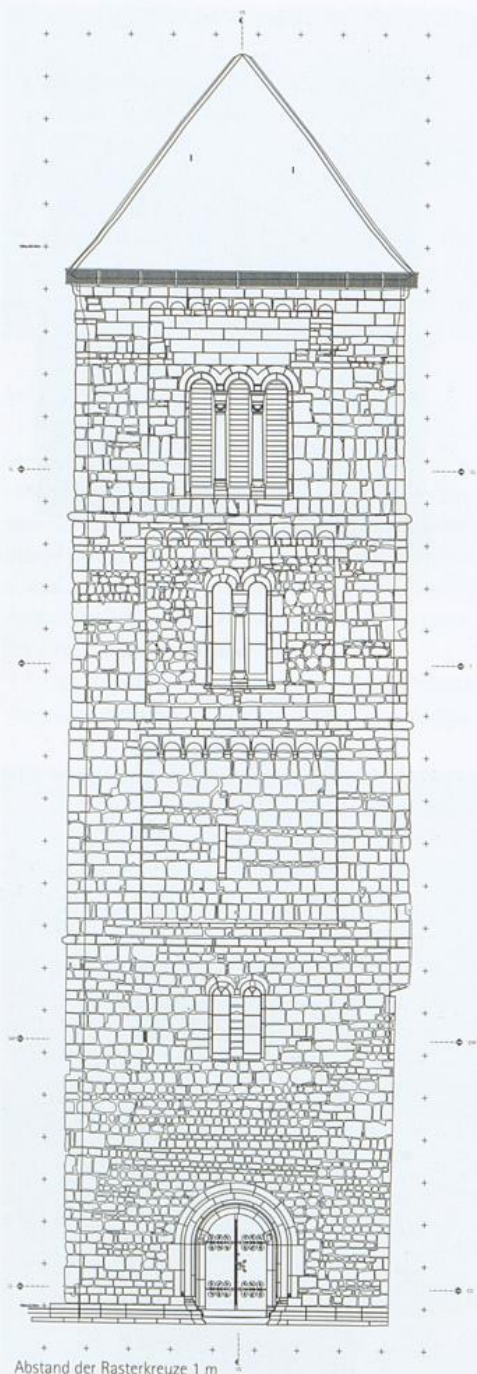


Südturm Südansicht



Südturm Westansicht





Westansicht des Südturms, zeichnerische Darstellung auf Basis der Fotogrammetrie

Abstraktion. Mit der Stereofotogrammetrie besteht in besonderer Weise die Möglichkeit, Oberflächen aus zwei parallelen Messbildern linientreu räumlich exakt zu vermessen. Das Messen und die Umsetzung in Zeichnungen erfolgen dabei außerordentlich rasch.«

Für die Arbeiten vor Ort wird eine Hebebühne mit entsprechend großer Auskrantung verwendet. In den so erstellten Fassadenzeichnungen werden die vorgefundenen Schäden kartiert.

Parallel dazu werden restauratorische Befunduntersuchungen sowie Materialuntersuchungen durch die Materialprüfungsanstalt Bremen (MPA) durchgeführt. Die moderne Denkmalpflege befasst sich heute nicht mehr nur allein mit den kunsthistorischen Aspekten von Baudenkmalen, sondern muss auch bautechnische Fragen einbeziehen. Der Einsatz falscher Materialien führte in der Vergangenheit mitunter zu Fehlrestaurierungen. Diese Gefahr besteht auch heute noch mit der zunehmenden Anzahl neuer Restaurierungsprodukte, die auf den Markt kommen. Hinzu kommen die sich verändernden Umwelt- und Nutzungsbedingungen, denen ein Bauwerk ausgesetzt ist. Bei Restaurierungsarbeiten nach heutigem Verständnis wird sowohl auf chemische Verträglichkeit als auch auf angepasste physikalische Eigenschaften zwischen den historischen und den neuen Baustoffen geachtet. Hierfür ist es erforderlich, die maßgeblichen Materialkennwerte wie Festigkeit, Elastizität und Wasseraufnahme der Restaurierungsmaterialien an die der Originalsubstanz anzupassen.

Gerade bei der Reparatur von Fugen in Natursteinmauerwerk ist die Zusammensetzung des Mörtels von entscheidender Bedeutung. Dabei sind Aspekte wie Festigkeit, Dampfdiffusions- und Wasseraufnahmeverhalten, aber auch die Farbigkeit zu beachten. Andernfalls besteht (z. B. bei zu hartem Fugenmörtel) die Gefahr, dass die Natursteine der Fassaden geschädigt werden.

Bei den Steinen des Mauerwerks handelt es sich, ähnlich wie beim Dom, u. a. um Obernkirchener Sandstein und um Portasandstein, teil-

weise a  
lung be  
viel Or  
ein Stei  
artglei  
Portasa  
Steinbr  
laufen  
sandste  
rial) zu  
Dom I  
des Lar  
werden  
in dies  
den Ar  
jedoch

Im  
außerd  
der We  
sich da  
und R  
Menge  
ursach

Als  
gangen  
ter, gel  
achse«  
und fü  
winne

Im  
chung  
dem I  
Bauma

weise auch um Ziegelmauerwerk. Die Zielstellung besteht zunächst natürlich darin, möglichst viel Originalmaterial zu erhalten. An Stellen, wo ein Steinaustausch zwingend notwendig ist, soll artgleiches Material verwendet werden. Beim Portasandstein ist dieses schwierig, weil der Steinbruch seit Längerem stillgelegt ist. Daher laufen derzeit intensive Bemühungen, Portasandstein anderweitig (z. B. aus Abbruchmaterial) zu beziehen. Für den Steinaustausch am Dom konnte Portasandstein aus dem Depot des Landesamts für Denkmalpflege verwendet werden (vgl. den Beitrag von Georg Skalecki in diesem Heft, S. 38–46, und Abb. S. 44). Bei den Arbeiten an »Unser Lieben Frauen« werden jedoch deutlich größere Mengen benötigt.

Im Zuge der Instandsetzungsarbeiten soll außerdem das System der Dachentwässerung an der Westseite verändert werden: Hier befinden sich derzeit lediglich Wasserspeier. Bei Wind und Regen schlägt das Regenwasser in großen Mengen an das Natursteinmauerwerk und verursacht erhebliche Schäden.

Als Teil der Bauvorbereitung wurde im vergangenen Jahr vorab ein etwa acht Meter breiter, gebäudehoher Teil der Fassade als »Musterachse« saniert, um Erkenntnisse für die Planung und für die zu erwartenden Baukosten zu gewinnen.

Im Ergebnis der beschriebenen Untersuchungen und Vorarbeiten wird gemeinsam mit dem Landesamt für Denkmalpflege, das die Baumaßnahmen von Beginn der Planungsphase

an fachlich begleitet, eine denkmalpflegerische Zielstellung als Grundlage für Planung, Ausschreibung und Realisierung der Baumaßnahmen erarbeitet. Dabei kann auf umfangreiche Erfahrungen aller Projektbeteiligten bei vergleichbar anspruchsvollen Baumaßnahmen in den vergangenen Jahren zurückgegriffen werden. Die Denkmalpflege ist bemüht, wirklich ausreichend erprobte Maßnahmen zur Reparatur an historischen Bauwerken zu ergreifen, die auf Nachhaltigkeit angelegt sind.

Ein weiterer wesentlicher, jedoch »unauffälliger« Aspekt der Bauvorbereitung ist die Planung des Gerüstbaus einschließlich der zugehörigen Gerüststatik. Hier bestehen besondere Anforderungen durch die beengte Innenstadtlage, den Denkmalschutz sowie die Höhe des Kirchturms und die dort stark angreifenden Windkräfte. Im Natursteinmauerwerk dürfen aus Gründen des Denkmalschutzes nur möglichst wenige Gerüstanker gesetzt werden. Durch Lastversuche vor Ort muss genau untersucht werden, welche Zugkräfte das Mauerwerk aufnehmen kann. Bestandteil des Gerüstbaus ist ein Aufzug zum Transport von Personen und Material.

Mit den eigentlichen Baumaßnahmen soll, vorbehaltlich einer ausreichenden Mittelbereitstellung, im Jahr 2014 begonnen werden. Wegen des großen Umfangs werden die Arbeiten in mehreren Bauabschnitten durchgeführt, der Bauablauf wird mit der benachbarten Baustelle der Bremer Landesbank koordiniert.

Rolf Kirsch

## Mut zum Zeichen: Der Wiederaufbau von St. Stephani 1947–1967

Betrachtet man heute im Westen der Bremer Altstadt die Stephanikirche, so nimmt man ihre Existenz nur allzu leicht als selbstverständlich hin: Eine im Kern mittelalterliche Kirche mit einigen Veränderungen, aber ohne große Besonderheiten, so mag es beim ersten ungenauen Hinschauen scheinen. Offenbar vom Krieg geschädigt, aber natürlich wieder aufgebaut wie viele andere, könnte man vielleicht bei näherer Betrachtung noch denken. Der Ablauf der Zeit hat uns hier die Fähigkeit geraubt, spontan zu staunen. Denn staunenswert und alles andere als »natürlich« oder selbstverständlich ist es in Wahrheit, was hier gelang. Dies wird schnell klar, wenn man sich auf alten Fotos das Ausmaß der Zerstörung vergegenwärtigt, das die Bomben des Zweiten Weltkriegs hinterlassen hatten. Das dicht bebaute alte Stephaniviertel

mit seinen engen Gassen und seiner charakteristischen Zeile mächtiger Packhäuser am Fluss war ein einziges Trümmermeer, aus dem sich die Ruine der Stephanikirche wie ein bizarres Mahnmal erhob. Auch die Kirche selbst hatte schwerste Schäden erlitten. In dieser Situation wäre es leicht nachvollziehbar gewesen, wenn der Beschluss, die Kirche aufzugeben – letztlich mit der Folge des Abbruchs der ausgebrannten Ruine – und ein neues Gotteshaus zu bauen, gefallen wäre. So war es bei anderen Kirchenruinen, auch in Bremen, geschehen, darunter bei solchen, die weniger gravierend zerstört worden waren wie z. B. St. Michaelis. Doch es kam anders.

Zwar gab es anfangs auch in der versprengten und dezimierten, sich erst allmählich wieder sammelnden Stephani-Gemeinde den Impuls,



Stephaniviertel nach den Kriegszerstörungen

Süden

sich er  
tesdie  
stand  
bis au  
leicht  
stand  
dürfn  
geistli  
tapfer  
schick



*Südseite der Kirche nach dem Wiederaufbau, rechts vom Querhaus die neue Sakristei*

sich einen neuen, behelfsmäßigen kleinen Gottesdienstraum in gebührendem Sicherheitsabstand zur Kirchenruine zu bauen und die Ruine bis auf Weiteres sich selbst zu überlassen, was leicht deren Ende hätte bedeuten können. Es stand zunächst das verständliche spirituelle Bedürfnis nach einer schnell nutzbaren neuen geistlichen Heimstatt im Vordergrund. Aber die tapfere Gemeinde, die mehrfach in ihrer Geschichte ihre Widerstandsfähigkeit bewiesen

hatte – zuletzt durch ihre aufrechte Haltung in der NS-Zeit, als sie sich unter ihrem Pastor Gustav Greiffenhagen zur Bekennenden Kirche hielt –, entschied sich dann schnell für das Wagnis eines etappenweisen Wiederaufbaus. Dessen Gelingen war jedoch keineswegs gewiss und sollte einen langen Atem erfordern.

Dass es zu dieser Entscheidung kam, ist dem ersten Bremer Baudenkmalpfleger nach dem Krieg, Baurat a. D. Gustav Ulrich, zu danken.



gen Stadtbefestigung auf dem westlichen Ausläufer der Bremer Düne gestiftet, war 1239 mit St. Wilhadi zu einem Kapitel St. Wilhadi und Stephani zusammengefasst worden und hatte als zweite Kirche in Bremen, der Kirche Unser Lieben Frauen folgend, Pfarrgerechtigkeit erhalten. Die ältesten Bauspuren gehören einem Bau des 12. Jahrhunderts an, der als dreischiffige, aus Sandstein errichtete Basilika mit östlichem Querhaus und geradem Chorschluss zu denken ist. Wahrscheinlich war damals eine Zweiturf-front im Westen geplant, es wurden dort jedoch nur der südliche Turm und eine Vorhalle verwirklicht. Auf diesen ältesten feststellbaren Bau gehen heute nur noch einige aus Portasandstein gemauerte untere Bereiche des Südturmschaftes und die untere Zone des Chorgiebels unterhalb der drei Rundbogenfenster zurück. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts erfolgte eine Erneuerung als nunmehr gewölbte Basilika, ab Mitte des 14. Jahrhunderts dann der Umbau zur Hallenkirche in den Formen reifer Backsteingotik; gleichzeitig entstanden zwei den Chor flankierende Nebenkappen, die noch bis zu den Luftangriffen des Zweiten Weltkriegs existierten. Von der Basilika des 13. Jahrhunderts stammen heute nur noch die mittlere Partie des Chorgiebels auf Höhe der Rundbogenfenster und der nördliche Querhausgiebel bis zur Gesimshöhe; von der Hallenkirche des 14. Jahrhunderts noch die oberen in Backstein ausgeführten Bereiche beider genannter Giebel.

Die Bauausführung der Hallenkirche sollte sich als sehr mangelhaft erweisen, sodass schließlich Ende des 19. Jahrhunderts eine Instandsetzung der Kirche notwendig wurde. Der in Hannover am dortigen Polytechnikum lehrende Architekt Conrad Wilhelm Hase, Begründer der Backstein-Neogotik-Strömung der »Hannoverschen Schule«, setzte sich für die Rettung der Kirche ein, die damals in ihrer Fortexistenz ernsthaft bedroht war. Er führte den Bau in einem radikalen Akt purifizierender »Schöpferischer Denkmalpflege« des Historismus in den Jahren 1888–1891 auf die basilikale Ursprungsform zurück. Hase ließ das gesamte Langhaus »in schwer verständlicher Bedenkenlosigkeit«

(Fliedner 1955)<sup>2</sup> abbrechen, um es im sogenannten Übergangsstil zwischen Romanik und Gotik vollständig neu zu errichten, wobei er die Maßverhältnisse im Sinne des gebundenen Systems idealisierend bereinigte. Im Inneren verschoben sich infolgedessen sämtliche Pfeilerpositionen. Den Gewölbedruck des Mittelschiffes leitete Hase durch seitliche Strebebögen ab. Die unvollendete Westfront baute er romanisierend aus und ergänzte sie um einen kurzen zweiten Turm.

Der Südturm der Kirche war 1644–1646 durch Strebepfeiler verstärkt und mit einer hohen Spitze versehen worden. Nach einem Brand 1754 verfügte er lange Zeit nur über ein niedriges Nottach. 1854–1856 hatte der Bremer Architekt Christoph Polzin dem »Langen Steffen«, so der volkstümliche Name des Turms, wieder zu einer schlanken, jetzt im Sinne der Neugotik gestalteten, gebührenden Spitze verholten. Dazu modifizierte er Entwürfe seines 1851 verstorbenen, bekannteren Vaters Jacob Ephraim Polzin, die schon 1831 entstanden waren, aber aus Geldmangel damals nicht kurzfristig realisiert werden konnten. Die Turmspitze der Polzins wurde von Hase beibehalten.

Was war von diesem Bestand nach Kriegsende noch übrig? Die Kirche bot ein Bild der Verwüstung. Sämtliche Dächer waren vollständig zerstört, ebenso die Gewölbe – mit Ausnahme desjenigen über dem nördlichen Querhausarm –, außerdem die meisten Bögen. Das wese-seitige südliche Seitenschiff war größtenteils dezimiert. Die Mauern und Pfeiler des Mittelschiffes waren noch zu einem Teil vorhanden, wobei die Südseite weniger Schäden davongetragen hatte als die Nordseite. Das nördliche Seitenschiff war von allen Schiffen am besten erhalten: Hier standen noch alle Außenwände sowie die Strebebögen. Die Mauern an Querhaus und Chor hatten stärkere Schäden erlitten, hier hatten sich jedoch die kunstgeschichtlich besonders wichtigen Giebelscheiben des Ostchores und des nördlichen Querhausarmes weitgehend erhalten. Der Südgiebel des Querhauses war hingegen nahezu vollständig zerstört, ebenso die Seitenwände des Chores. Auch



*St. Stephani von Norden, Aufnahme der Königlich Preußischen Meßbildanstalt, kurz vor dem Ersten Weltkrieg*

die beiden Nebenkappen am Chor waren schwer geschädigt: Die nördliche war fast völlig zerstört, von der südlichen standen noch die Südmauer, der beschädigte Ostgiebel und die Mauern zum Chor. Der Westbau mit den beiden ungleichen Türmen hatte neben dem Nordschiff den Bombenkrieg noch am vergleichsweise besten überstanden: Der markante Südturm stand noch in vollständiger Höhe, wies aber oberhalb des Uhrgeschosses im Nordwesten eine klaffende Wunde auf; zwei der vier Fialtürmchen oberhalb des Uhrgeschosses fehlten, zwei waren beschädigt. Der kleine Nordturm hatte sein Dach verloren. Das Innere bei-

der Türme war ausgebrannt, ein Besteigen und Inspizieren vorerst unmöglich. Das Hauptportal und der Durchgang zum Mittelschiff waren erhalten.

Von vornherein ging es beim Wiederaufbau von St. Stephani, wie die Quellen zeigen, nicht nur um den Kirchenbau selbst oder gar nur um die Rückgewinnung eines Gottesdienstraumes, sondern vor allem auch um die städtebauliche Dimension. Die entscheidende Bedeutung der Kirche und des »Langen Steffen« als Bremer Wahrzeichen und als prägender Bestandteil der Bremer Stadtsilhouette wurde früh immer wieder betont. So kam es auch, dass der

bremische Staat, vertreten durch die Baudenkmalpflege, ganz erhebliche Summen für den Wiederaufbau der Kirche aufbrachte, der eben als echte Gemeinschaftsaufgabe angesehen wurde. Auch die Gemeinde trug, u. a. durch Spendenaufrufe, zur Finanzierung bei. Sie sorgte vor allem auch durch den als erste Maßnahme noch fast völlig in Eigenhilfe durchgeführten Wiederaufbau des nördlichen Seitenschiffes für den so wichtigen Startschuss des Projektes, und zwar zu einem Zeitpunkt, als die spätere großzügige staatliche Hilfe noch nicht in Sicht war. Die Stephani-Gemeinde hatte als erste Bremer Kirchengemeinde nach dem Krieg die Initiative zum Wiederaufbau ihrer Kirche ergriffen. Weitere Geldgeber waren die Bremische Evangelische Kirche und die 1958 wieder ins Leben gerufene »Bremische Gesellschaft Lüder von Bentheim«. Letztere initiierte ein Programm zur Komplettierung aller noch zu rettenden historischen Kirchtürme der Altstadt und brachte dafür ein Drittel der Kosten durch Einwerbung von Spenden auf – unter vertraglicher Verpflichtung von Bremen und der Bremischen Evangelischen Kirche, jeweils ebenfalls ein Drittel der Kosten zu übernehmen.<sup>3</sup> Von diesem Programm profitierten neben St. Stephani auch St. Martini, Unser Lieben Frauen und St. Johann, während die nur geringfügig beschädigten Domtürme bereits zuvor wiederhergestellt waren und der Turm von St. Ansgari 1944 komplett eingestürzt war. Ziel war es, bis zum 1000-jährigen Jubiläum der Verleihung der Marktrechte durch Otto den Großen, d. h. bis zum Jahr 1965, die vieltürmige Stadtkrone Bremens so weit wie möglich zurückzugewinnen, was auch gelang.

Am 31. März 1947 fiel im Kirchenvorstand der Stephani-Gemeinde der Beschluss zum Wiederaufbau der Kirche. Der Idee Ulrichs folgend, wollte man die Aufgabe in mehreren Teilschritten über einen längeren Zeitraum meistern. Zunächst standen die Beräumung des Grundstücks und die Herrichtung des nördlichen Seitenschiffes als Notkirche sowie die Notsicherung des Südturms im Vordergrund. Die übrigen Schritte waren in ihrer Reihenfolge nicht end-

gültig festgelegt, hier sollten sich im weiteren Prozess Verschiebungen der Prioritäten ergeben. Als zentral wichtig wurden anfangs die Sicherung und Erhaltung der beiden Giebelscheiben von Chor und nördlichem Querhausarm sowie die Bewahrung des letzten, in gefährdetem Zustand erhaltenen Gewölbes über dem Querhaus-Nordarm angesehen. Damit im Zusammenhang stand der Wiederaufbau des gesamten Bereiches Querhaus und Chor unter Neubau des Südgiebels. Ein anderer wesentlicher Punkt war die bauliche Wiederherstellung des Mittelschiffes, um hier in absehbarer Zeit wieder zu einer Nutzung als Gottesdienstraum zu kommen. Weitere geplante Etappen waren der Wiederaufbau der Dächer über Mittelschiff, Chor und Querhaus, die Neueinwölbung von Chor und Querhaus, die Wiederherrichtung des Westbaus und der dortigen Haupteingangssituation, schließlich die endgültige Wiederherstellung der beiden Türme, die Innenausstattung des Kirchenraums und auch der – allerdings nie realisierte – komplette Neubau des Südschiffes.

Viele Personen und Institutionen waren am Wiederaufbauprozess beteiligt. Auf kirchlicher Seite sind die Pastoren an St. Stephani, Gustav Greiffenhagen und Wilhelm Garlipp, die Mitglieder des Gemeindevorstands, namentlich dessen Vorsitzender Dr. Gustav Meyer, und die Gremien der Bremischen Evangelischen Kirche (BEK) zu nennen. Ein eigens ins Leben gerufener dreiköpfiger »Vorläufiger Kirchenausschuss« der BEK hatte als ständigen beratenden Sachverständigen für den Wiederaufbau aller historisch und architektonisch bedeutenden bremischen Kirchen – nicht zuletzt bei Neugestaltungsfragen – den westfälischen Landesbaupfleger (nicht zu verwechseln mit dem Landeskonservator) Prof. Gustav Wolf aus Münster hinzugezogen. Eine wesentliche Rolle spielte natürlich auch der Architekt und »Baubeauftragte« der Gemeinde Arthur Bothe, später unterstützt von seinem Sohn Henning. Auf staatlicher Seite sind zu nennen die Baudenkmalpfleger Gustav Ulrich und Rudolf Stein, die Landeskonservatoren und jeweiligen Direktoren des Focke-Museums Ernst Grohne und Werner Kloos



*Ruine der Kirche, rechts das Gewölbe des nördlichen Querhausarmes*

sowie die Vertreter des Bauressorts mit den Baudirektoren Dronke und Tippel an der Spitze. Ein entscheidendes Gremium war auch der »Erweiterte Ausschuss für Stadtbildgestaltung«, gebildet hauptsächlich aus Vertretern des Bauressorts und der Architektenschaft, dem manche der schon Genannten angehörten. Er berief im April 1951 noch eine Unterkommission, die sich ausschließlich mit der Ruine der Stephankirche beschäftigen sollte. Ein weiterer Akteur war die Bremische Gesellschaft Lüder von Bentheim, von der soeben schon die Rede war; erwähnt werden müssen schließlich noch die beratenden Geschichtsforscher Friedrich Prüser und Siegfried Fliedner.

Der frühe mutige Beginn des Wiederaufbaus von St. Stephani wurde seinerzeit als für den Wiederaufbauwillen in ganz Bremen anspornend und wichtig wahrgenommen. In einem Protokoll eines Lokaltermins an der Kirche am 6. Mai 1947, überliefert in der Objektakte St. Stephani im Landesamt für Denkmalpflege, heißt es dazu:

»Die St. Stephanikirche auf ihrem Hügel ist für die Steffensstadt das, was der Dom an seiner Stelle in der weiteren Altstadt ist. Somit ist dieser Platz ein historischer Ort des ältesten Bremens und wurde zum Ausdruck gebracht, dass es ein psychologisches Moment ist und somit eine Herzensangelegenheit, wenn diese alte Kultstätte wieder ihrem Zwecke zugeführt wird, und der Noteinbau in der Kirche selbst würde jeden fühlenden Menschen beeindrucken. Es würde auch der Optimismus, mit der die St. Stephani-Kirchengemeinde ihr altes Gotteshaus angreift, um es zu bessern, und sofort seinem Zwecke zuführen will, in der ganzen bremischen Kirche Schule machen, wie es auch in ganz Bremen ein grosses Beispiel sei für die Inangriffnahme zur Erneuerung eines grossen Projektes aus der Zerstörung heraus.«

Am Beginn aller Arbeiten stand die Enträumung und Entrümmerung des Kirchenareals, verbunden mit der Sicherung wiederverwendbaren Baumaterials. Die Gemeinde bewältigte die schwere Aufgabe in Selbsthilfe durch den Einsatz vieler Freiwilliger aus ihren

Reihen. Neben der Kirche selbst betraf die Entschuttung auch die gemeindeeigenen Grundstücke im Umfeld der Kirche, wo die Überreste von Gemeindehaus und Pfarrhäusern zu bergen waren. Am 19. Mai 1947 begann der Einsatz. Nach Feierabend trafen sich die Freiwilligen, um dann in relativ kurzer Zeit bereits den Westbau mit den Türmen, das Mittelschiff und die beiden Seitenschiffe zu räumen. Vor Beginn der Aufräumarbeiten gab es jedoch noch Schwierigkeiten mit der im Volkshaus an der Nordstraße untergebrachten »Bauleitung Großaufräumung«. Die Gemeinde hatte zunächst die Zusage erhalten, dass ihre Mitglieder im Rahmen der allen Bürgern abverlangten Pflichteinsätze sich um die eigene Kirche kümmern dürften und sich dieses mit der Gesamtplanung der Großaufräumung vereinbaren ließe. Es waren dann aber Bedenken grundsätzlicher Art aufgetaucht dergestalt, dass man fürchtete, durch den Einsatz der Gemeindeglieder bei St. Stephani zu viele Kräfte für den eigentlichen Großeinsatz zu verlieren, mehr noch, dass ein Präzedenzfall geschaffen werden könne, der andere Gemeinden, Organisationen Firmen etc. animieren könne, Ähnliches zu beanspruchen. Auch traute man der Gemeinde die Bewältigung der Aufgabe in Eigenregie nicht zu.<sup>4</sup> Die Gemeinde ließ sich jedoch nicht beirren und konnte den eingeschlagenen Weg selbstbewusst fortsetzen.

Der erste grundlegende Bauabschnitt betraf die Wiederherrichtung des Nordschiffes als Notkirchenraum. Der Vorschlag dazu kam von Prof. Gustav Wolf.<sup>5</sup> Das Projekt wurde ab Juni 1947 innerhalb eines knappen Jahres durchgeführt. Bothe erreichte es, dass der für 200 Personen ausgelegte Raum durch ökonomischen Mitteleinsatz »mit echten Gewölben ausgemauert werden und die Gestaltung und Ausstattung in künstlerisch und handwerklich wertvoller Weise geschehen konnte.«<sup>6</sup> Der Raumeindruck wurde stark von dem spitzbogigen Kreuzgratgewölbe geprägt. Eine für die Einschränkungen der frühen Nachkriegszeit bezeichnende Lösung war die Gestaltung des Altars: »Aus alten [Sandstein-] Quadern [wohl



*Notkirche im abgetrennten Nordschiff*

des Kirchentrümmerschutts] entstand ein fundamentaler Altar, der auf einer Estrade aus Klinkern ruht, die im Friedhofsgelände geborgen wurden.<sup>7</sup> Die schlichte Kanzel wurde aus Eichenholz gefertigt. Um einen geschlossenen Raum zu erhalten, war es notwendig, zunächst die Wand zum Mittelschiff zu schließen. Es war geplant, nach Fertigstellung der Kirche das Seitenschiff wieder zum Mittelschiff zu öffnen. Das vermeintliche Provisorium sollte jedoch bis in unsere Gegenwart fort dauern. Die Decke erhielt einen glatten Putz, während alle alten und neuen Backsteinwände nur geschlänmt wurden. Die Gestaltung des Äußeren mit einem mit Pfannen gedeckten Pultdach, getragen von Betonsparren, war so konzipiert, dass sie später unverändert Bestandteil des wiederhergestellten Gesamtbildes der Kirche bleiben konnte. Einer der drei alten Strebebögen über dem Dach des Seitenschiffes musste wegen Bau fälligkeit abgebrochen werden, die anderen blieben zunächst erhalten; sie sollten erst 1956 entfernt

werden, nachdem das Mittelschiff 1952 durch Einfügung einer Betondecke stabilisiert worden war. Als am Tag der Währungsreform, dem 20. Juni 1948, der erste Gottesdienst im Nordschiff stattfinden sollte, verhinderte dies die Baupolizei, die die Gefahr des Einsturzes des beschädigten Südturms sah; die Einweihung musste auf den Kirchenvorplatz verlegt werden, sollte dann aber in angemessener Feierlichkeit schon zum Erntedankfest am 3. Oktober 1948 in der neuen Notkirche nachgeholt werden können. Gustav Ulrich erinnerte sich später an das denkwürdige Ereignis: »Wohl war es eine Feier ohne äußeren Pomp und Überschwang, aber unvergesslich für alle Teilnehmer.«<sup>8</sup>

Damit die Feier ermöglicht werden konnte, war es unumgänglich geworden, sofort an die provisorische Wiederherstellung des Südturmes zu gehen. Die große, von einer Luftmine gerissene Lücke an der Spitze musste vorerst geschlossen werden. Mehrere verkeilte große Steinbrocken unterhalb der Turmspitze, von denen Gefahr drohte, waren zu entfernen. Zimmerleuten der Delmenhorster Bau firma Hollmann gelang es unter Lebensgefahr, diese Arbeit unfallfrei zu erledigen.<sup>9</sup> Ein vorbeikommender »unbekannter Landser« erbot sich, für 100 Mark Belohnung einen nur an einer Eisenstange hängenden und gefährlich im Turmschacht schwebenden tonnenschweren Sandsteinbrocken zu lösen. Er ließ sich abseilen und zersägte die Eisenstange, sodass der Brocken hinabstürzte. Die Spur des unbekanntes Helden verlor sich, ohne dass er die Belohnung abgeholt hätte.<sup>10</sup> Die notwendigen Sicherungsarbeiten wurden in nur 15 Wochen abgeschlossen. Ulrich empfand sie als das »zweite Wunder in der Geschichte des Wiederaufbaus dieser Kirche« nach der Fertigstellung der Notkirche.<sup>11</sup> Ebenfalls noch 1948 wurden der kleine Nordturm und das Mittelteil des Westwerks mit provisorischen Abdeckungen versehen.

Als Nächstes wurden, geplant ab 1951, Abdeckung, Stabilisierung und Schutz des Mittelschiffs mit einer Betonbalken-Flachdecke in Angriff genommen. Die Wiedereinwölbung stand offenbar aus Kostengründen nicht ernst-

haft zur Debatte. Für diese 1952 durchgeführte Maßnahme flossen erstmals in großem Umfang staatliche Mittel. Die erforderliche Summe von 50.000 DM wurde vollständig über die Baudenkmalpflege vom bremischen Staat bereitgestellt. Es gab zwei Gründe dafür, dass der Mittelschiffüberdachung der Vorrang vor der denkmalpflegerisch sicherlich wichtigeren Aufgabe der Instandsetzung von Querhaus und Chor – einschließlich der anfangs noch von einigen Beteiligten für möglich gehaltenen Rettung des Gewölbes über dem nördlichen Querhausarm – eingeräumt worden war. Beide Gründe machen die besonderen zeitbedingten Umstände deutlich, unter denen die etappenweise Instandsetzung der Kirche vor sich ging: Zum einen hätte ein weiterer Aufschub des Deckenbaus nach Schätzungen Bothes bedeutet, dass 10.000 DM allein für einstweilige Sicherung der Mittelschiff-Mauerkronen als weitgehend verlorene Investition hätten ausgegeben werden müssen. Zum anderen – und das ist wirklich ein heute erst einmal verblüffendes Argument – wurde dem Mittelschiff-Projekt der Vorzug gegeben, weil so der Wiederaufbauwille der Gemeinde besser lebendig zu halten sei.<sup>12</sup> Eine Rolle dürfte auch gespielt haben, dass die Perspektive der Nutzbarmachung des Mittelschiffs für den Gottesdienst für die Gemeinde funktional wichtiger war als die Rettung der kunstgeschichtlich wertvollen Elemente von Querhaus und Chor. Das Mittelschiff wurde zum Querhaus durch eine provisorische Stirnwand geschlossen. Die Konstruktion der Decke als Betonbalkendecke mit einer einstweiligen Versiegelung mit Dachpappe hatte nicht nur den Hintergrund einer kostengünstigen Lösung: Bothe wollte offenbar, so legt es der Bildtext zu seiner Ansichtsskizze des wiederherzustellenden Kirchenraums in den »Bremer Nachrichten« vom 10. 3. 1953 nahe, mit der Formgebung auch romanische Holzbalkendecken anklingen lassen.

Um das sechsteilige mittelalterliche Kreuzgewölbe über dem nördlichen Querhausarm sollte sich ein gravierender Konflikt entspinnen. In einem Gutachten war die Betonbaufirma Wayss & Freytag 1948 noch zu dem Ergebnis

gekommen, dass eine Rettung des geschädigten Gewölbes technisch und unter Sicherheitsaspekten möglich sei. Nach weiterer Verschlechterung des Zustands des Gewölbes durch Witterungseinflüsse sah sich jedoch das Bauaufsichtsamt gezwungen, aus Sicherheitsgründen in einem Gebot vom 15. Juni 1951 den Abbruch des Gewölbes und die anschließende Sicherung des Querhausnordgiebels durch Drahtseilverspannung zu verfügen. Dagegen reichte die Gemeinde Klage vor dem Verwaltungsgericht ein. Das Gericht berief zur Entscheidung der strittigen



*Inneres nach dem Wiederaufbau, Konzept-Skizze von Arthur Bothe*

Frage als Gutachter den Sachverständigen für die Wiederherstellung beschädigter Bauwerke für den Niedersächsischen Landeskonservator in Hannover, Dipl.-Ing. Wiegand. Dieser kam zu dem Ergebnis, dass Einsturzgefahr bestünde; eine Wiederherstellung zwar technisch möglich, aber nur unter großen Kosten und Schwierigkeiten durchführbar sei. Er bezweifelte, dass die Bauberufsgenossenschaft ihre Zustimmung zu den zur Sicherung erforderlichen Arbeiten

unter dem Gewölbe geben würde. Zudem sei eine Stabilisierung des Gewölbes durch Betonrippen erforderlich, die ästhetisch und denkmalpflegerisch unbefriedigend sei. Das Gewölbe würde trotz allem stets ein pflege- und beobachtungsbedürftiger Gefahrenherd bleiben. Sein Schlusssatz verriet, dass er eine ursprüngliche Erhaltungschance durch das Versäumnis von Notsicherungsmaßnahmen als vertan ansah: »Das Gewölbe wäre vermutlich zu retten gewesen, wenn es alsbald nach der Zerstörung des Baues oder auch nach Kriegsende mit einem Estrich und einem wasserdichten Goudronanstrich versehen worden wäre, wobei eine Ableitung der Niederschlagswässer über das Hauptgesims erfolgen konnte.«<sup>13</sup> So kam es schließlich doch zur Beseitigung des Gewölbes und später zu seinem vollständigen Neubau. Ein Zeitungsfoto der Kirchenbaustelle im »Weser-Kurier« vom 6. 6. 1953 dokumentiert das



Stephanus-Relief am neuen Südportal

Fehlen des Gewölbes und zeigt den eingerüsteten Chorgiebel. Das Dehio-Kunstdenkmäler-Handbuch Bremen/Niedersachsen irrt also, wenn es den Sachverhalt so darstellt, als sei das alte Gewölbe gerettet worden.<sup>14</sup>

1953 erfolgte mit einem Kostenaufwand von 105.000 DM der Wiederaufbau des aufgehenden Mauerwerks von Querhaus und Chor, wiederum vollständig finanziert aus Mitteln der Denkmalpflege. Die Maßnahme trug wesentlich zur Sicherung der beiden gefährdeten alten Giebel bei. Ein wichtiger Teil dieses Bauabschnitts betraf den Südgiebel, der in Anlehnung an seine frühere Gestalt wiedererstand. Sein Portal erhielt als Zier ein Bogenfeld mit einem Sandstein-Relief, das die Steinigung des Heiligen Stephanus zeigte. Es entstand nach einem Entwurf des Bremer Künstlers Paul Halbhuber, der den dafür ausgeschriebenen Wettbewerb gewonnen hatte und hier den Grundstein für eine weitere Zusammenarbeit mit der Gemeinde legte: Auch die vier Evangelistensymbole am Südturm wurden dann später von ihm entworfen. Fast zeitgleich wurde im Jahr 1954 die Haupteingangssituation im Westbau wiederhergerichtet. Dazu wurde auch eine neue massive Kassettendecke anstelle der im Krieg zerstörten Holzbalkendecke im Vorraum eingebaut.

1955 konnten die Dächer über dem Chor, dem Quer- und dem Mittelschiff vollendet werden, wobei das schon durch die Flachdecke stabilisierte Mittelschiff als letztes folgte, während die Deckung von Chor und Querhaus zur weiteren Sicherung der Statik dieser Bauteile den Anfang machte. Bothe wählte eine Dachstuhlkonstruktion aus zimmermannsmäßig hergestellten Kantholzbindern, die auf den Mauerkronen auflagerten. Die Dächer wurden mit roten Hohlpfannen eingedeckt. Bothe verwendete großformatige und stark in S-Form gekahlte Pfannen, »um die weite Dachform dank ihrer Form zu beleben.«<sup>15</sup> Die Silhouette der Kirche war jetzt fast wieder vollständig, es fehlte lediglich noch die Fertigstellung der Turmspitzen.

1958–1960 wurde das Mittelschiff für »gottesdienstliche Zwecke« (Bauantrag) ausgebaut. Hierzu wurden 110.000 DM von der BEK be-

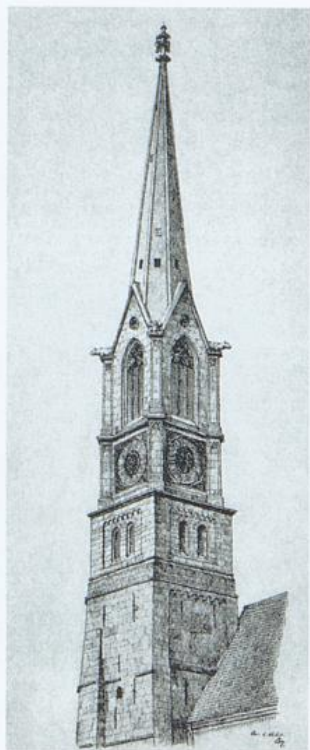


*Vor dem Wiederaufbau der Türme und des neuen Stephaniviertels (ab 1956). Rechts die neuen Gemeindebauten und das neue Seemannsheim*

willigt<sup>16</sup>, die einen Großteil der Kosten von 150.000 DM abdeckten. Es entstand eine neue, aus Stahlbeton konstruierte Orgelempore im Westen; auch wurde eine Ölheizung eingebaut. Als letzte Maßnahme des Innenausbaus wurden Querhaus und Chor in Angriff genommen; Baubeginn war Sommer 1963. Die Arbeiten wurden im Wesentlichen 1964 abgeschlossen. Die Baukosten beliefen sich auf 516.000 DM. Wegen der Anordnung der Fenster in den mittelalterlichen Giebeln stand von vornherein fest, dass es wieder zum Einbau von Gewölben kommen würde; eine Flachdecke wie im Mittelschiff hätte zum Konflikt mit den Fensteröffnungen geführt. Die Rippen wurden aus Kostengründen aus Betonformsteinen, die Kappen traditionell mit roten Backsteinen errichtet, die gesamte Konstruktion sodann verputzt. Die Tagespresse berichtete über die handwerkliche Herausforderung und die Freude an der Arbeit, die den Maurern durch die ungewohnte Auf-

gabe zuteilwurde. Bothe und sein Polier Henry Stußig hatten eigens Lehrbücher (vermutlich des 19. Jahrhunderts) über den »Bau gotischer Gewölbe« studiert.<sup>17</sup> Das Querhausgewölbe neigte sich konstruktionsbedingt im Querschnitt asymmetrisch zur Flachdecke des Mittelschiffes tiefer hinab.

Schon ein gutes Jahr vor Aufnahme der Arbeiten an Querhaus und Chor begann Bothe im März 1962 mit der Ausführung der seit Langem geplanten Vollendung der Türme und des Westwerks, nachdem Gerüstbau und Voruntersuchungen vorausgegangen waren; im September 1966 fand die Schlussabnahme statt. Die Maßnahme sollte ein Kostenvolumen von 458.000 DM erreichen. Bereits 1948 hatte Bothe an eine starke Vereinfachung der Silhouette des Südturms gedacht; der Ausschuss für Stadtbildgestaltung und Baudenkmalpfleger Ulrich hatten damals dieses Konzept ausdrücklich gutgeheißen: »Die Vereinfachung der Oberteile



Entwurf für die Wiederherstellung des Südturmes, Arthur Bothe, 1960. Aus »Der Wiederaufbau«, H. 1, 1961



Ansicht der Westfront, endgültige Ausführung, Arthur Bothe. Aus der Bauakte, bearbeitet

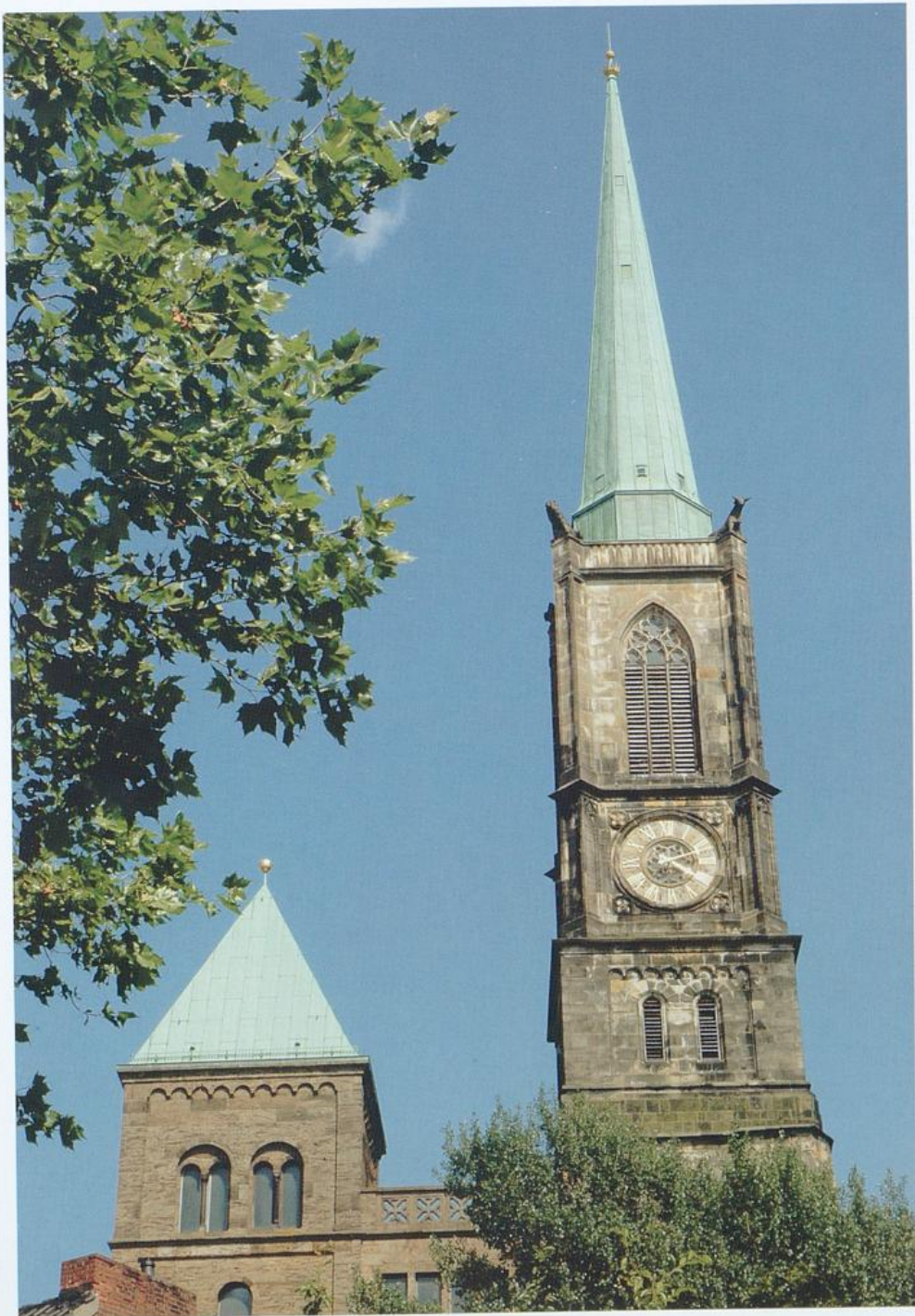


Modell zum Wiederaufbau der Westfront, 1963 im »Weser-Kurier« veröffentlicht

des Südturmes ist als Gewinn auch für das Stadtbild zu begrüßen.«<sup>18</sup> Die formale Vereinfachung des Turmes – und der Kirche insgesamt – ist nicht, wie man angesichts der historischen Situation leicht denken könnte, einfach aus Kostengründen geschehen, sondern hatte vor allem ästhetische Ursachen, die sich auf eine starke Ablehnung der von Polzin und Hase geschaffenen historistischen Formgebung zurückführen lassen. Baudirektor Dronke hatte bereits 1946 gegen die »Zahnstochergotik des 19. Jahrhunderts« am Südturm polemisiert und vorgeschlagen, einen neuen höheren Turmhelm mit Kupferdach über die alte Spitze zu stülpen, auch gab er der Meinung Ausdruck, dass die Stephanikirche »im vorigen Jahrhundert durch Haase [falsche Schreibweise des Namens im

Original] unglücklich restauriert wurde.«<sup>19</sup> Ähnliche Einschätzungen finden sich bei Fliedner und Ulrich; auch die »Bremer Nachrichten« berichteten am 26. 10. 1960 zustimmend, die »alten Schnörkel« des Südturms sollten nun beseitigt werden. Die strenge Ablehnung des Historismus war damals noch geistiges Allgemeingut der Gebildeten und sollte sich erst in den 1970er-Jahren abmildern.

An seiner ersten Gestaltungsidee für die Südturmsspitze hielt Bothe fast unverändert bis mindestens 1961<sup>20</sup> fest, dann sollte sich seine Konzeption der Turmvereinfachung noch strenger und konsequenter ausprägen. Die noch an den ursprünglichen Turmabschluss in vereinfachter Form erinnernden, vermittelnden Kreuzdachgiebel unter der eigentlichen Spitze fielen nun



*Die ungleichen Türme in der Formgebung Bothes*

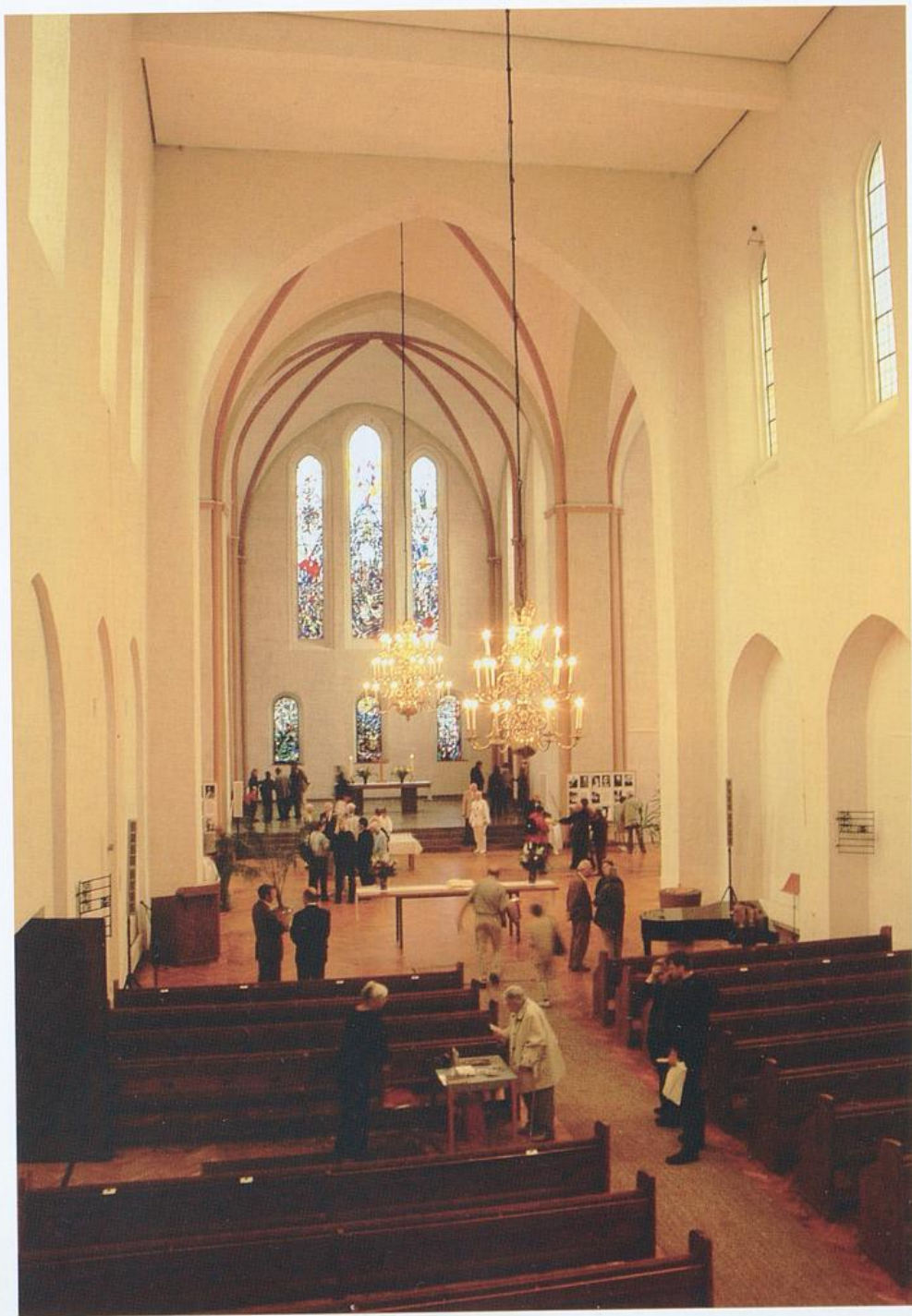
fort, der Übergang von Turmschaft zu Turmhelm wurde jetzt als harter Bruch inszeniert, die Ecken des Schaftes wurden durch in der Art von Wasserspeiern vorragende Eckbekrönungen betont, welche die vier Evangelistensymbole darstellten. Letztere Idee hatte Bothe, wenn auch in weniger prägnanter Form, schon in seiner Ansichtsskizze des Turmes von 1960 (vgl. Abb. S. 88 l.) formuliert. Die Entwürfe für die Evangelistensymbole Engel, Löwe, Stier und Adler für Matthäus, Markus, Lukas und Johannes lieferte Paul Halbhuber, die Ausführung in Obernkirchner Sandstein lag bei den beiden Bildhauern Breitenbach und Arfmann. Ursprünglich sollte Portasandstein aus dem Schutt der Großen Weserbrücke verwendet werden. Bewusst verzichtete Bothe auf eine Patinierung der frischen hellen Sandsteinpartien (vgl. Abb. S. 77) der reparierten Bereiche zur Verwischung des Kontrastes zum altersgeschwärtzten Vorkriegsbestand, der Zeitablauf sollte für eine Harmonisierung sorgen.<sup>21</sup> Dahinter dürfte eine für die Zeit charakteristische Idee von Ehrlichkeit stecken, die einer klassischen denkmalpflegerischen Denkfigur ähnelt. Bothe hielt eine klare Trennung von gemauertem Turmschaft und kupferverkleideter Turmspitze für die richtige und angemessene Lösung. Man kann hier anderer Meinung sein, wurde doch die Gestaltungslogik der neugotischen Turmform, von der u. a. die Maßwerksfenster der Glockenstube beibehalten wurden, ignoriert. Auf jeden Fall gelang aber eine eigenständige und einprägsame Silhouette, die ihre Entstehungszeit deutlich erkennen lässt.

Ziel war es insgesamt, die Westfront ausgeglichener zu gestalten. Der gerade obere Abschluss des Mauerwerks am Südturm sollte offenbar besser mit dem kleinen neoromanischen Nordturm harmonieren; dem Mittelbau wurde, wie Bothe deutlich machte, ein Geschoss aufgesetzt, um die Massivität des Westwerks zu betonen und besser zwischen den Türmen zu vermitteln. Die »seitlichen Wulstverzierungen«<sup>22</sup> des kurzen Turmes sollten entfernt werden, um diesen optisch zu strecken und weniger gedrungen erscheinen zu lassen. Damit können eigentlich nur die Stockwerksgesimse des Nordturms

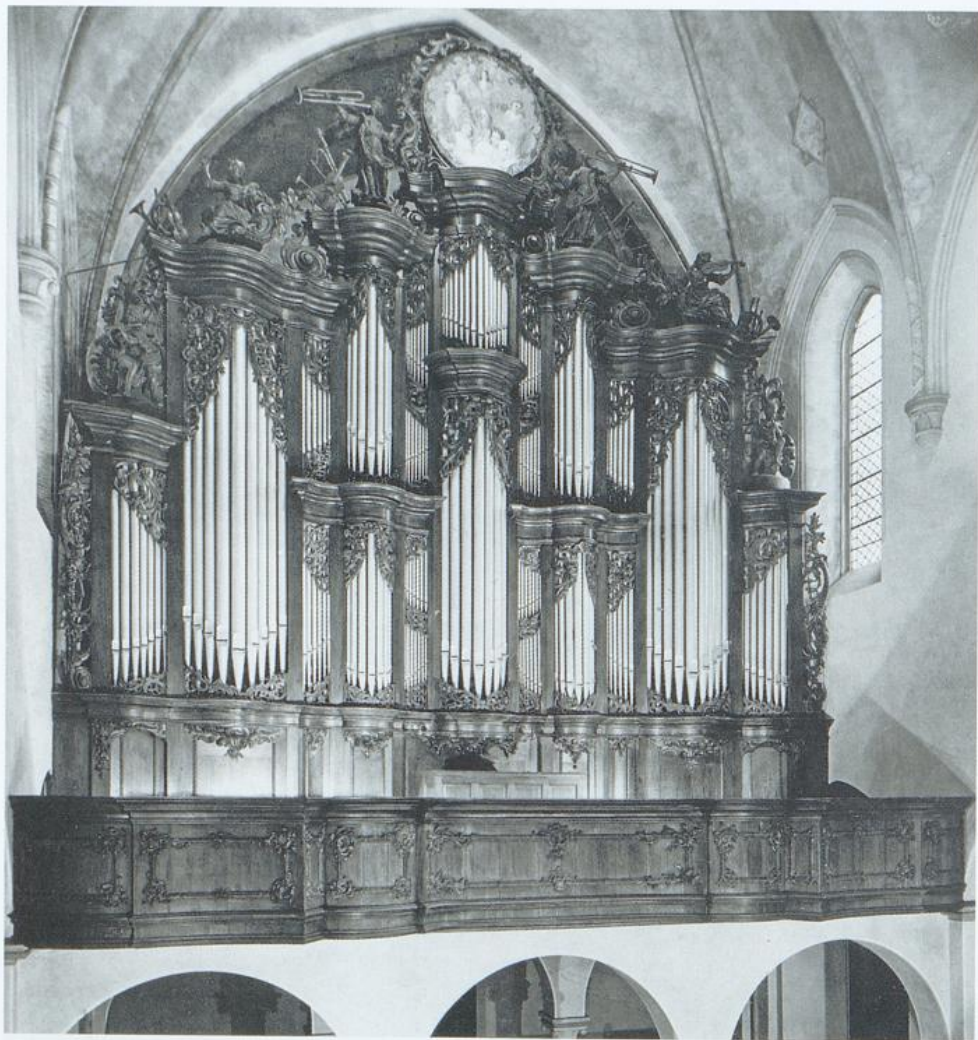
gemeint gewesen sein, die dann aber doch – vielleicht aus Kostengründen – nicht angetastet wurden. Insgesamt ist das Bestreben erkennbar, die stereometrischen Grundformen der Kirche zu betonen und die Kubatur zu vereinfachen, in gewisser Weise zu einer Art von harmonisierender Reromanisierung zu kommen. Die nördliche Chorseitenkapelle wurde definitiv »aus künstlerischen Gründen«<sup>23</sup> nicht wieder aufgebaut, anstelle der Südkapelle entstand ein schlichter kleiner Sakristeianbau. Die Entfernung bzw. die ausbleibende Ergänzung der Strebebögen über dem Nordschiff wurde zwar funktional begründet – die Bögen waren statisch wegen der Mittelschiff-Flachdecke überflüssig geworden –, doch passt sie wohl andererseits zu gut ins Bild, um nicht doch auch ästhetisch begründet gewesen zu sein. Der »Weser-Kurier« hatte sie in Vorausschau auf ihre geplante Entfernung schon 1955 deutlich als technisch überflüssig und »unschön« klassifiziert.<sup>24</sup> Die für die Stephanikirche gefundene Formgebung wurde von den Zeitgenossen als gelungenes Zeichen einer gegenwartsnahen und zukunfts-gewandten, jedoch »zeitlosen« Gestaltung wahrgenommen. So schreibt Gisela Arnd 1963 in den »Bremer Nachrichten«:

»Und in absehbarer Zeit wird eine der ältesten Kirchen unserer Stadt wieder unverhüllt über die Weser schauen – von modernen Menschen aus den Trümmern des Krieges in zeitloser Schlichtheit wiedererweckt.«<sup>25</sup>

Die Innenausstattung von Mittelschiff, Querhaus und Chor entsprach in ihrer Schlichtheit und Strenge dem Gesamtcharakter des Wiederaufbaus der Kirche. In technischer Hinsicht wurde auf eine Verbesserung der Akustik Wert gelegt, indem die Wände und sonstigen schallreflektierenden Teile des Kirchenraums mit schallschluckenden weichen Baustoffen verkleidet und anschließend mit schalldurchlässigem Putz versehen wurden. Hauptsächlich Schmuck waren die durch Auslagerung über den Krieg geretteten fünf barocken flämischen Messing-Kronleuchter und die nach Entwürfen des Fischerhuder Künstlers Erhart Mitzlaff 1967 vollendeten neuen Chorfenster.



*Mittelschiff mit Blick zum Chor*



*St. Stephani, Orgelprospekt vor dem Krieg*

Am neuen Orgelprospekt entzündete sich eine scharfe Kontroverse. Der Baudenkmalpfleger Rudolf Stein, Landeskonservator Werner Kloos und andere Kunstverständige hatten sich für die Wiederverwendung des wertvollen alten Rokoko-Orgelprospektes der Stephanikirche von Johann Krusebecker (1768) eingesetzt, der, rechtzeitig ausgelagert, den Krieg mit einigen Blessuren überstanden hatte. Besonders vehement im Ton fiel ein Apell aus, den der damalige Kunsthallendirektor Günther Busch in dieser

Sache an die Gemeinde richtete.<sup>26</sup> Letztlich fruchteten die Argumente der Befürworter des Krusebecker-Prospektes nicht. Begründet wurde der Verzicht auf den alten Prospekt und die Gestaltung eines neuen Prospektes am Ende funktional und technisch: Der alte Prospekt hätte zu Einschränkungen bei der Klangkonzeption der neuen, vom Hamburger Orgelbauer Beckerath konstruierten Orgel geführt, und er hätte wegen seiner Bauhöhe nicht unter die niedrigere Flachdecke gepasst. Es spielten aber

wohl in Wahrheit auch gestalterische Gründe eine Rolle: Zur Askese der neuen Innenraumästhetik hätte der Rokoko-Prospekt wohl nach Auffassung der Verantwortlichen in der Gemeinde im Widerspruch gestanden.<sup>27</sup> Pläne, den Prospekt an eine andere Kirchengemeinde zu vermitteln, scheiterten; zuletzt war 1977 noch einmal eine Idee dieser Art aufgekommen, als anlässlich der anstehenden Revision der Domorgel der Einbau des Stephani-Prospektes in den Bremer St. Petri-Dom vom damaligen Leiter des Landesamts für Denkmalpflege, Hans-Christoph Hoffmann, ins Spiel gebracht wurde.<sup>28</sup> Dieses hätte sich jedoch nur nach einem – seinerzeit für potenziell geboten gehaltenen – kompletten Neubau der Dom-Hauptorgel realisieren lassen; es zeigte sich jedoch, dass die alte romantische Sauer-Orgel noch einmal gründlich restauriert werden konnte. Die Relik-



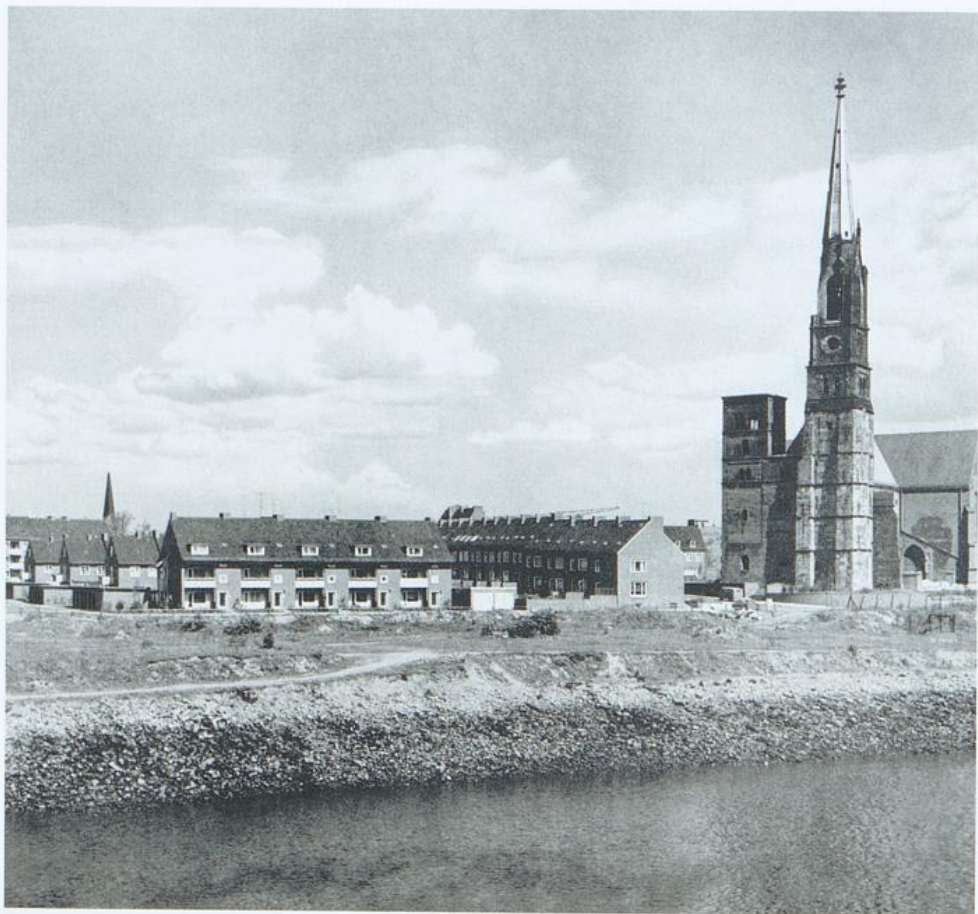
*Armenstein aus St. Stephani, heute im Landesamt für Denkmalpflege*

te des alten Stephani-Orgelprospektes befinden sich heute in der Obhut der Bremer Denkmalpflege.

Ein weiteres altes Ausstattungsstück der alten Stephanikirche wird ebenfalls heute von der Denkmalpflege aufbewahrt. Es handelt sich um den sogenannten Armenstein, eine aus Sandstein von dem bekannten Bremer Bildhauer Theophil Wilhelm Freese 1756 in Rokoko-Formen gefertigte Reliefplatte in der Art eines Epitaphs, deren heute verlorener Sockel den Spendenkasten für die Bedürftigen der Gemeinde aufnahm. Der Armenstein, der sich an der Westwand des Nordschiffes befand, war durch Kriegseinwirkung in mehrere Teile zerbrochen und unter Gustav Ulrich geborgen worden. Da die Gemeinde sich nicht zu einer Rücknahme der Fragmente entschließen konnte, wurde das »Puzzle« des Armensteins schließlich gegen Ende der 1990er-Jahre zusammengesetzt und an einer Wand im Eingangsbereich des Dienstgebäudes der Denkmalpflege montiert.

Nach zwanzig Jahren war 1967 der Wiederaufbau von St. Stephani abgeschlossen. Mit einem Orgelkonzert war bereits am 10. 4. 1965 die neue Beckerath-Orgel eingeweiht worden, deren Klangqualität und Schönheit rühmend hervorgehoben wurde.<sup>29</sup> Den glanzvollen Schlusspunkt aller Anstrengungen setzte der Festgottesdienst zu Erntedank am 1. 10. 1967, der sich mit der Wahl des Termins in die Tradition des Festgottesdienstes zur Einweihung des Nordschiffes im Jahr 1948 stellte.

Der Wiederaufbau der Stephanikirche war Bestandteil des Neuerstehens des gesamten Stephaniviertels nach dem Krieg. Es handelte sich um eines der in der Neuorientierung radikalsten städtebaulichen Projekte der Nachkriegszeit im Bereich der Altstadt. Aus einem engen alten Stadtviertel mit Durchgangsverkehr wurde ein ruhiges, vom Autoverkehr weitgehend entkoppeltes Wohnquartier in einer den Idealen des Nachkriegsstädtebaus verpflichteten offenen Bauweise. In dieses qualitätsvolle Ensemble waren auch die Neubauten der Stephani-Gemeinde gestalterisch integriert. Doch das ist ein anderes Thema.



*Das neue Stephaniviertel vor Fertigstellung der Kirchtürme*

Einige Planungen, die den Wiederaufbau der Kirche betrafen, wurden nie realisiert. So kam es wie erwähnt nicht zur Wiedererrichtung des südlichen Seitenschiffes, auch nicht in Form eines an die Kirche andockenden Altenwohnheims. Dazu hatte es 1965 recht konkrete Vorbereitungen gegeben. Auch die 1999 im Zusammenhang mit dem Ausbau der Schlachte-Promenade aufgekommene, wenig ausgereifte Idee, einen neuen, weit vorspringenden, teilverglasten Baukörper mit der Zweckbestimmung Gemeindesaal/Büros/Café anstelle des ehemaligen Südschiffes zu schaffen, blieb Episode. Die geplante Wiederherstellung des räumlichen Zusammenhangs zwischen Mittelschiff

und Seitenschiff(en) kam, wir hörten es bereits, ebenfalls nie zustande. Durch den Rückgang der Gemeindeglieder und die Zusammenlegung der Stephani-Gemeinde mit der Michaelis-Gemeinde musste schließlich für die zu groß gewordene Stephanikirche eine neue Nutzung gefunden werden. Heute hat sie die Funktion einer »Kulturkirche«; sie ist die erste ihrer Art in Nordwestdeutschland.<sup>30</sup> Für Gottesdienste wird nur noch das weiterhin abgetrennte schmale Nordschiff genutzt, das immer noch seinen ursprünglichen Charakter als Notkirche deutlich spüren lässt. In gewisser Weise sind die Kirche und die Gemeinde also zu ihren ersten Anfängen nach dem Krieg zurückgekehrt.

## Quellen und Literatur

- Senator für Umwelt, Bau und Verkehr, Fachbereich Bau und Stadtentwicklung, Archiv Bauakte St. Stephani
- Landesamt für Denkmalpflege  
Objektakte St. Stephani  
Standordner Kirchen
- Bremische Evangelische Kirche, Archiv (aufgeführte Bestände enthalten hauptsächlich Zeitungsausschnitte:)  
C.172.4.12.  
C.172.4.12.11  
C.172.4.12.12  
C.172.4.12.231
- Staatsarchiv Bremen  
4,29/1-126  
4,29/1-556  
9, S 0-455 (Zeitungsausschnittsammlung St. Stephani)  
10, B-AL 1533
- 850 Jahre St. Stephani-Gemeinde, m. Beitr. v. Heinrich Albertz, Andreas Röpcke, Louis von Zobeltitz u. a., Bremen 1990.
- Arthur Bothe, Die St.-Stephani-Kirche, in: Der Wiederaufbau H. 1/1961, Bremen 1961, S. 7 f.
- Georg Dehio (Begr.), Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler; Bremen/Niedersachsen, Neubearb., stark erw. Aufl. München 1992.
- Dr.-Ing. Dronke, Der Wiederaufbau historischer Altstadtkerne – dargelegt am Beispiel Bremens, in: Städtebauliche Aufgaben der Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung Bremens (= Der Wiederaufbau der Freien Hansestadt Bremen. Schriftenreihe der Bauverwaltung. H. 1), Bremen 1946, S. 57–81.
- Siegfried Fliedner, Zur Baugeschichte der Pfarrkirche St. Stephani in Bremen, in: Jahrbuch der Bremischen Wissenschaft, Bd. 1, Bremen 1955, S. 85–100.
- Siegfried Fliedner u. Werner Kloos, Bremer Kirchen. Mit Aufnahmen von Hans Saebens, Bremen 1961.
- Claus Heitmann, Von Abraham bis Zion. Die Bremische Evangelische Kirche, 2. Aufl. Bremen 2000.
- Die Neugestaltung Bremens, hg. v. Senator für das Bauwesen, Heft 7: Stephani-Gebiet/Gartenstadt Vahr/Neue Vahr, 2. Aufl. Bremen 1965.
- Friedrich Prüser, Achthundert Jahre St. Stephanikirche. Ein Stück bremischer Geschichte, Bremen 1940.
- Rudolf Stein, Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen, Bremen 1962 (= Forschungen zur Geschichte der Bau- und Kunstdenkmäler in Bremen, hg. v. Sen. f. d. Bildungswesen, Bd. 2).
- Gustav Ulrich, Wie es kam, daß man im Jahre 1947 es unternahm, den Wiederaufbau der Stephanikirche zu beginnen, in: Hospitium Ecclesiae, Bd. 5, 1967, S. 137–141.
- Louis-Ferdinand von Zobeltitz, Die Neunutzung der St.-Stephani-Kirche als erste Kulturkirche Nordwestdeutschlands, in: Denkmalpflege in Bremen, H. 6 (2009), S. 22–27.

## Anmerkungen

- 1 Siegfried Fliedner, Zur Baugeschichte der Pfarrkirche St. Stephani in Bremen, in: Jahrbuch der Bremischen Wissenschaft, Bd. 1, Bremen 1955, S. 85–100 u. Abb. 1–13
- 2 Fliedner, vgl. vorhergehende Anm., S. 86
- 3 »Die vier alten Stadtkirchen sind wieder gekrönt«, »Weser-Kurier« v. 20.3.1965
- 4 Vermerk: »Gedanken zur Frage der Aufräumung« aus der Gemeinde, Mai 1947, Objektakte St. Stephani, Landesamt für Denkmalpflege
- 5 Dies geht aus einem handschriftlichen Zusatz zu einer Niederschrift eines Gesprächs zwischen Baudirektor Dronke und Baudenkmalpfleger Ulrich mit den drei Herren vom Vorläufigen Kirchenausschuss der BEK zur allgemeinen Kirchaufbauplanung am 23.3.1946 hervor (Landesamt für Denkmalpflege, Standortner Kirchen).
- 6 Gustav Ulrich, Wie es kam, daß man im Jahre 1947 es unternahm, den Wiederaufbau der Stephanikirche zu beginnen, in: Hospitium Ecclesiae, Bd. 5, 1967, S. 137–141, im Folgenden zitiert als Ulrich 1967, S. 140
- 7 »Weser-Kurier« v. 10.7.1947
- 8 Ulrich 1967, S. 141
- 9 Brief der Stephani-Gemeinde an den Kirchenausschuss der BEK, 10.9.1947, Archiv der BEK, Akte C 172.4.12.11
- 10 850 Jahre St. Stephani-Gemeinde, Bremen 1990, S. 200 f.
- 11 Ulrich 1967, S. 140
- 12 Im Entwurf einer Vorlage für die gemeinsame Sitzung der Deputationen für Kunst und Wissenschaft, in der es um die Bewilligung der Gelder gehen sollte, wurde die diesbezügliche Argumentation Bothes, der man sich anschloss, so wiedergegeben: »Dadurch würde erreicht, daß der weitere Fortgang im Wiederaufbau der Kirche organisch erfolgen könne, wodurch das Interesse der um die Erhaltung der Ruine sehr verdienten Gemeinde weiter wach gehalten werde.« (Objektakte St. Stephani, Landesamt für Denkmalpflege)
- 13 Abschrift des Gutachtens v. 23.1.1952, Objektakte St. Stephani, Landesamt für Denkmalpflege
- 14 Georg Dehio (Begr.), Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler; Bremen/Niedersachsen, Neubearb., stark erw. Aufl. München 1992, S. 18
- 15 »Bremer Nachrichten« v. 12.1.1955
- 16 Mitteilungsblatt der St. Stephani-Gemeinde, Nr. 148, August 1958
- 17 »Bremer Nachrichten« v. 8.2.1964
- 18 Stellungnahme von Ulrich, 27.7.1948, Objektakte St. Stephani, Landesamt für Denkmalpflege. – »St. Stephani in Bremen. Vorschlag zur Umgestaltung der Westseite«, Entwurf Bothes vom 9.5.1948, Bauakte
- 19 Dr.-Ing. Dronke, Der Wiederaufbau historischer Altstadtkerne – dargelegt am Beispiel Bremens, in: Städtebauliche Aufgaben der Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung Bremens (= Der Wiederaufbau der Freien Hansestadt Bremen. Schriftenreihe der Bauverwaltung. H. 1), Bremen 1946, S. 57–81, hier S. 72
- 20 Vgl. Arthur Bothe, Die St.-Stephani-Kirche, in: Der Wiederaufbau H. 1/1961, S. 7 f.
- 21 »Bremer Nachrichten« v. 14.9.1963
- 22 »Weser-Kurier« v. 8.3.1962
- 23 »Weser-Kurier« v. 20.3.1964
- 24 »Weser-Kurier« v. 29.6.1955
- 25 »Bremer Nachrichten« v. 14.9.1963
- 26 Schreiben v. 28.7.1962 an die Stephani-Gemeinde, Durchschrift, Objektakte St. Stephani, Landesamt für Denkmalpflege. Busch schloss mit den Worten: »Ich möchte hoffen, mit meinen Worten ein wenig dazu beizutragen, daß Bremen sich nicht wieder einmal auf das betrüblichste vor der Welt blamiert.«
- 27 Dass der alte Prospekt eben auch auf Widerstände stieß, die durch einen bestimmten Kunstgeschmack begründet waren, zeigt die Argumentation von Pastor Garlipp, der das Rokoko, dem der Altar kunstgeschichtlich zuzuordnen ist, in einer zu diesem Zeitpunkt längst überholten Auffassung noch als »Verfallskunst« apostrophierte, nicht ohne scharfe Antworten von Stein und Busch darauf zu erhalten. Die Kontroverse lässt sich gut in der Objektakte St. Stephani im Landesamt für Denkmalpflege nachverfolgen.
- 28 »Bremer Nachrichten« v. 23.7.1977
- 29 »Bremer Nachrichten« v. 7.4.1965
- 30 Vgl. Louis-Ferdinand von Zobeltitz, Die Neunutzung der St.-Stephani-Kirche als erste Kulturkirche Nordwestdeutschlands, in: Denkmalpflege in Bremen, H. 6 (2009), S. 22–27

Timothy J. Senior

## Der Dominikanerorden in Bremen: Die Formung einer religiösen, kulturellen und städtischen Struktur

### Einleitung

Stellen Sie sich vor, Sie überqueren im Mittelalter die Stadtgrenze am Herdentor; Sie halten sich wegen des Gestanks aus den Schweineställen die Nase zu und betreten die enge Sögestraße. Links von Ihnen steht die Kirche des Katharinenklosters, deren monumentale Backsteinfront die Stadtlandschaft überragt. Wenn Sie die Kirche betreten, sehen Sie hoch über sich ein Deckengewölbe, das einen Raum abschließt, in den breite Lichtstrahlen eindringen. – Im Jahre 2014 hat Sie Ihre Reise zum Herrenausstatter »Wormland«, Sögestraße 47, geführt. In diesem gedrungenen Raum mit modischer Herrenkleidung lässt es sich wohl schwer vorstellen, wie das Katharinenkloster das Stadtbild des heutigen Bremen mitgestaltet hat. Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit der Geschichte der Dominikaner in Bremen. Er wird aufzeigen, wie ihr architektonisches, städtisches und gelehrtes Vermächtnis auch fast 800 Jahre nach ihrer Ankunft in der Stadt noch immer von Bedeutsamkeit für die Gegenwart ist.

### Die Dominikaner kommen nach Bremen

Der Dominikanerorden war von dem spanischen Priester Dominic de Guzman gegründet worden und wurde 1216 von Papst Honorius III. anerkannt. Die Predigerbrüder (Abb. 1A), die sich wissenschaftlichen Studien und der Rettung von Seelen durch das Predigen in der jeweiligen Landessprache widmeten, verteilten sich schnell über Europa, wobei sie prosperierende Städte und wichtige Zentren der Gelehrsamkeit bevorzugten. Da sie in Armut lebten,

verdienten sie ihren Lebensunterhalt durch das Erbetteln von Almosen, was wiederum von dem Erfolg ihrer missionarischen Arbeit abhing.

Der Chronik von Rynesberg und Schene zufolge kamen die Dominikaner am 9. Oktober 1225, in demselben Jahr wie die Franziskaner, auf Einladung des Erzbischofs Gerhard II. von der Lippe nach Bremen. Sie lebten sich in kurzer Zeit ein und etablierten sich als einflussreiche Mitglieder der Stadtgemeinde. 1227 folgte ein Empfehlungsschreiben von Papst Gregor IX., und bald wurde den Mönchen durch den Einfluss des Dominikaners Johannes von Wildeshausen die Visitation der Diözesen Bremen und Verden anvertraut.

Obwohl sie sich der Armut verschrieben hatten, waren den Dominikanern die Annahme von Vermächtnissen und Landbesitz erlaubt, solange sie den höheren Bestimmungen des Ordens dienten. Im Jahr ihrer Ankunft übergab ein wohlhabender Bremer Bürger namens Rembert den Brüdern unbebautes Land nahe der Sögestraße und ermöglichte ihnen so die Gründung ihres Klosters. Dieses Baugrundstück war schon damals durchaus prominent. Die Sögestraße war eine der Hauptstraßen des mittelalterlichen Bremen. Sie zog sich vom Herdentor im Norden vorbei am Vorgängerbau des heutigen Rathauses an der Ecke zur Obernstraße bis hin zum Marktplatz. Dieser hektische, lebhaftige Ort eignete sich vorzüglich für die Ziele und Bedürfnisse des Ordens.

Die Dominikaner wurden bald von Erzbischof Gerhard II. in Dienst genommen und damit beauftragt, die Stedinger – eine Bauernschaft an der Unterweser nordwestlich von Bremen, die sich weigerte, dem Erzbistum den Zehnten zu bezahlen – zu bekehren. Nach der Enthauptung eines der Mönche durch die Ste-

dingen wurde ein Interdikt erlassen. Es folgte ein Kreuzzug, um die Stedinger im Kampf zu bezwingen, bei dem aber der Bruder des Erzbischofs, Graf Hermann von der Lippe, ums Leben kam. Voller Empörung darüber verurteilte Gerhard II. die freien Bauern als Ketzer, und am 17. März 1230 wurden sie exkommuniziert. Daraufhin griff der Papst ein und bestärkte Johannes von Wildeshausen und den Prior des Katharinenklosters darin, gegen die Ketzerei der Stedinger zu predigen.

1231 beauftragte Papst Gregor IX. die Dominikaner mit der Leitung der Inquisition, was ihnen den Spitznamen »Domini canes« – »Spürhunde Gottes« – eintrug. Dem im 19. Jahrhundert in Bremen tätigen reformierten Pastor und Historiker Johann Hermann Duntze zufolge gehörten auch zwei Dominikanerprediger des Katharinenklosters der Inquisition an. Im Jahr 1232 wurde zusammen mit einem Ablass eine päpstliche Bulle verfasst, die zu »kämpferischen Predigten« gegen die Stedinger aufrief. Mit ei-

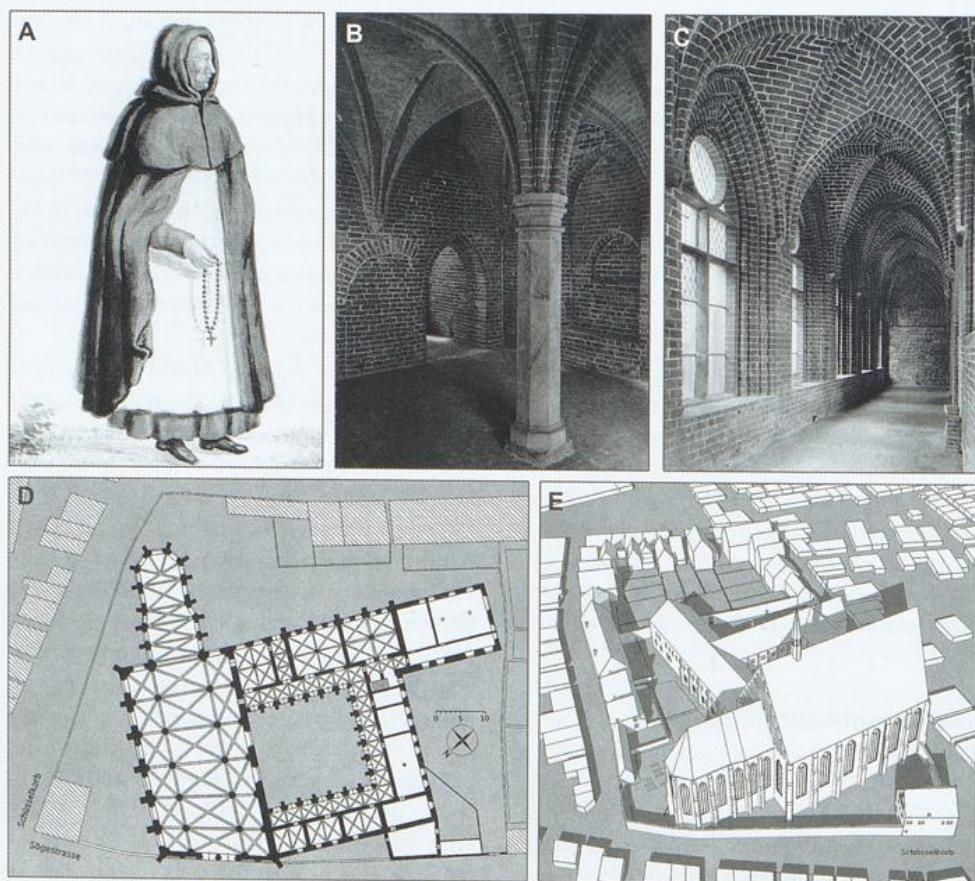


Abb. 1: (A) Ein Dominikanermönch des Katharinenklosters mit der charakteristischen schwarzen Kutte und Kapuze über einer weißen Wolltunika, der sie den Spitznamen »schwarze Mönche« verdanken (aus Wilhelm Dilichs *Urbis Bremae et Praefecturae*, 1602). (B–C) Das sogenannte Refektorium und rechts daneben der östliche Klosterflügel des Katharinenklosters. (D–E) Der Grundriss (links) und das 3D-Digitalmodell zeigen eine mögliche Rekonstruktion, wie das Katharinenkloster und das umliegende Viertel Mitte des 15. Jahrhunderts ausgesehen haben könnten.

nem Schutzbrief von Kaiser Friedrich II., der die Bestrafung für Ketzerei, nämlich den Tod auf dem Scheiterhaufen, darlegte und die Dominikaner in Bremen dazu aufrief, für einen Kreuzzug zu predigen, hatten die Mönche nun die Unterstützung sowohl des Papstes als auch des Kaisers. Aber erst nach der Bestätigung der päpstlichen Bulle im Jahre 1233, die die Erlassung aller Sünden für Teilnehmer des Stedingerzuges ähnlich wie bei den Kreuzrittern im Heiligen Land versprach, und einem Vertrag zwischen Gerhard II. und der Stadt Bremen bekam die Kampagne genug Unterstützung. Und nun zogen »die Predigerbrüder wie Wolken [in] das Rheingebiet, Westfalen, Holland, Flandern und Brabant und suchen Fürsten und Völker gegen die Stedinger aufzureizen«, wie es der Zeitgenosse Abt Emo von Friesland beschreibt. Letztendlich wurden die Stedinger in der Schlacht von Altenesch bei Bremen am 27. Mai 1234 besiegt.

### Das erste dominikanische Kloster

Nach dem Kreuzzug gegen die Stedinger scheinen sich die Dominikaner größtenteils auf ihre kirchlichen Pflichten beschränkt zu haben. Es ist nicht klar, wie schnell sie nach ihrer Ankunft im Jahre 1225 die Klosteranlage auf dem Grundstück an der Sögestraße errichtet haben. Ein Dokument von Papst Gregor IX. an den Prior des Katharinenklosters kann laut Dillschneider so interpretiert werden, dass der Klosterbau sechs Jahre nach ihrer Ankunft beendet war. Auf jeden Fall scheint die Wahl der Schutzheiligen St. Katharina plausibel. Die Heilige Katharina von Alexandrien ist die zweite Schutzheilige des Dominikanerordens. Sie soll Dominikus erschienen sein, während er für die Genesung eines Begleiters betete. Bevor sie um 310 v. Chr. zur Märtyrerin wurde, soll sie der Legende nach mit ihrer Gelehrsamkeit und Redegewandtheit viele der großen Philosophen Roms bekehrt haben.

Neuere Forschungen entdeckten eine Bulle von Papst Innozenz III. aus dem Jahre 1219, in

der er seine Unterstützung für ein Zisterzienserkloster in Bremen namens St. Katharinen erklärte. Dies führte Arend Mindermann zu der Vermutung, dass die Dominikaner 1231 wohl eher eine bereits bestehende Anlage übernommen hätten, was für neu angekommene Ordensgemeinschaften überhaupt nicht ungewöhnlich wäre. Diese These scheint mit der Gründung eines Zisterzienser-Nonnenklosters im Jahre 1230 und dessen Einweihung 1232 in Lilienthal nördlich von Bremen in Einklang zu stehen. Sicher ist, dass 1253 eine Klosteranlage auf dem Grundstück an der Sögestraße in Nutzung war, man weiß allerdings nicht, inwiefern die Gebäude neu, wiederaufgebaut, angebaut oder umgenutzt worden waren. Für Bettelorden war die Errichtung eines Klosters ein Prozess aufeinanderfolgender Bauabschnitte, welche von den vorhandenen Geldmitteln wie auch vom Bedürfnis nach mehr Platz für die wachsende Glaubensgemeinschaft abhingen. In den Jahren 1253 und 1261 gab der Bremer Rat den Dominikanern Land in der Nähe ihres Klosters, sodass sich ein Ausbau anbot. Es ist sehr wahrscheinlich, dass zu diesem Zeitpunkt die große Klosterkirche St. Katharinen erbaut worden ist, die 1285 geweiht wurde. Es handelte sich um eine dreischiffige Basilika ohne Querschiff, die aus regional hergestellten Backsteinen errichtet wurde. Der kurze Chor endete in einer polygonalen Apsis und veranschaulicht hier die Abwendung von geraden Chorschüssen im Baustil der Dominikaner um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Unter Verzicht auf einen Turm wurde der Kirche lediglich ein Dachreiter-Türmchen zugestanden, das die Glocke aufnahm.

### Die Dominikanergemeinde wird größer

In Bremen hatten die Dominikanermönche ein hohes Ansehen in der Bevölkerung. Denn sie konnten einige Dienste erbringen, die außerhalb der gerichtlichen Zuständigkeit des Erzbischofs standen. Mit Erlaubnis von Papst Gregor IX. und später von Papst Clemens IV. durften die

Mönche beispielsweise an bestimmten Tagen päpstliche Ablass aushändigen, Almosen sammeln, predigen, die Beichte abnehmen und an bestimmten Orten mit kirchlicher Genehmigung Messen abhalten. In Bremen betreuten die Dominikaner als Seelsorger auch die Beginen, eine wachsende religiöse Laienbewegung für Frauen. Hauptsächlich wurden sie von reichen Patrizierfamilien unterstützt und widmeten ihr Leben der Keuschheit, der Buße, dem Gebet und der Armut. Abgesehen von religiösen Bräuchen wurden sie wegen ihrer Gelehrtheit auch gerne zum Aufsetzen wichtiger Dokumente oder als Unparteiische in Streitfällen hinzugezogen. Unter anderem wurde nachgewiesen, dass sie im Jahre 1288 bei Verhandlungen über die Erneuerung des Zollabkommens zwischen Norwegen und Bremen beteiligt waren. Diese guten gesellschaftlichen Beziehungen brachten für alle Seiten Vorteile und den Mönchen Spenden in Form von Geld und Land.

Bis in das 13. und 14. Jahrhundert hinein florierte das Vermögen des Dominikanerordens, und man konnte sie in dieser Hinsicht bald mit den Benediktinern im Paulskloster und den Franziskanern in St. Johannis vergleichen. Dadurch hatten die Mönche die Möglichkeit, ein umfangreiches Bauprogramm aufzulegen, verbunden mit einer Monumentalisierung, die auf den ersten Blick den Gründungsprinzipien des Ordens zu widersprechen schien. Vergleichbar mit dominikanischen Ordensbauten, wie sie sich nach 1300 auch anderenorts in Mittel-, Nord- und Osteuropa entwickelten, wurde St. Katharinen zu einer größeren Hallenkirche (Abb. 1D und 1E) umgebaut und die Höhe aller drei Kirchenschiffe entsprechend angepasst. Gleichzeitig wurde der polygonale Altarraum nach Osten hin ausgebaut. In dieser Form verkörpert das Katharinenkloster viel von dem »idealen« räumlichen Konzept, das ursprünglich von den Zisterziensern stammte: ein Kreuzgang als Mittelpunkt, umgeben von Nebenräumen, die praktischen Zwecken des Klosterlebens dienen, die Kirche am Nordende, mit den west- und östlichen Begrenzungen des Kirchenschiffs genau mit der Klosteranlage abge-

stimmt. Im späten Mittelalter, so vermutet man, beherbergte das Katharinenkloster mit 30 Mönchen eine relativ große Ordensgemeinde.

## Die Dominikaner und die Reformation

Die erste dokumentierte protestantische Messe in Bremen wurde 1522 von dem Augustinermönch Heinrich von Zütphen in St. Ansgarii gehalten; er predigte jeden Tag mit Genehmigung des Rates und des Bürgermeisters Daniel von Büren d. Ä. Von 1524 an wirkten der Prediger Jakob Probst aus Ypern, ein Freund von Zütphen und Luther, in der Liebfrauenkirche und Johann Timann aus Amsterdam in St. Martini. Der größte Widerstand gegen die reformatorischen Ideen kam aus den Reihen der Mönche, weshalb die stimmgewaltigsten unter ihnen vom Rat ausgewiesen wurden; der Prior, der Lektor und zwei Mönche des Katharinenklosters wurden noch im selben Jahr aus der Stadt verbannt. Auch Zütphens Leben nahm im Jahre 1524 ein schlimmes Ende. Er war auf Einladung des Kirchherrn Nicolaus Boye nach Meldorf in Dithmarschen gereist und begann dort mit einigem Erfolg zu predigen. Der Prior des Meldorfer Dominikanerklosters, Augustinus Torneborch, machtlos gegen den reformatorischen Eifer, soll sich mit anderen Mönchen verschworen haben, um Zütphen gefangen zu nehmen und wegen Ketzerei zu verbrennen. Kurz nach seiner Ankunft am Abend des 9. Dezember wurde Zütphen von einer betrunkenen, unbändigen Meute angegriffen, nach Heide verschleppt und wegen Ketzerei auf grausame Weise umgebracht.

In Bremen, wo sich die Reformation rasch gegen einen unbeliebten Erzbischof behauptete, gingen die Almosen und Spenden für St. Johannis und St. Katharinen immer mehr zurück, bis sie schließlich ganz versiegten. Von 1525 predigten alle Kirchengemeinden die neue Glaubenslehre. Sowohl die Klöster als auch das Beginenhause des Katharinenklosters schlossen 1528, wobei die Baulichkeiten in den Gewähr-

sam der Stadt fielen. Der Bremer Rat genehmigte, dass die verbleibenden sechs Brüder und ihr letzter Prior Hermann Velthusen bis zu ihrem Tod im Kloster bleiben konnten; sie erhielten 1534 einen Vertrag, der es ihnen erlaubte, die Küche, den Keller, die Brauerei, ihre eigenen Kammern, die Sakristei und die Kantorei zu benutzen, außerdem bekamen sie eine jährliche Rente von 25 Mark. Dieser Vertrag enthielt sogar die Möglichkeit, dass das Kloster irgendwann einmal wieder geöffnet würde, falls der Rat dies wünschte. Die letzten beiden Mönche, Peter von Jülich und Albert Geffke, starben 1546 bzw. 1555.

### Ein neuer Beginn für das Katharinenkloster

Als das Katharinenkloster geschlossen wurde, bekam der Bremer Rat einen der beachtlichsten und am besten gelegenen Gebäudekomplexe in die Hände. Wie überall im reformierten Deutschland wurde die Funktion des Klosters schnell den neuen weltlichen Bedürfnissen angepasst. Sofort nach den Ereignissen des Jahres 1528 übernahm der Rat von der Kirche die Verantwortung für Erziehung und Bildung. In den Gebäuden des Katharinenklosters wurde das Beginnhaus für Frauen wiedereröffnet, eine Einrichtung, die lange Zeit später zum Katharinenstift wurde, und in einem Gebäude, das zuvor, im Jahre 1450, die dominikanische Fakultät für Theologie beherbergt hatte, gründete man nun eine evangelische Gelehrtenschule. Der Direktor wurde Johann Oldenburg aus Münster. Solche Entwicklungen waren nicht ungewöhnlich: Andere nennenswerte Beispiele sind die Schenkung des Dominikanerklosters (Collegium Paulinum) an die Universität Leipzig im Jahre 1544 und die Gründung des Pädagogicum in der Paulinerkirche des Dominikanerklosters in Göttingen (heute Teil der Universität Göttingen).

In Bremen wurde die Lateinschule, wie sie später genannt wurde, 1584 auf Veranlassung des Bürgermeisters Daniel von Büren d.J. weiter zur

Akademie ausgebaut und entwickelte sich letztendlich 1610 zum »Gymnasium Illustre« mit dem Theologen Matthias Martinius als Rektor. Obwohl diese Einrichtung kein Privileg hatte und somit keine Doktorwürden verleihen durfte, war sie doch im Grunde genommen Bremens erste Universität. Ihr sehr guter Ruf zog Studenten aus den reformierten Ländern in Deutschland und den Niederlanden sowie aus Frankreich und England an. Im Laufe der Zeit erhielten auch andere Gebäudeteile im Katharinenkloster eine neue Bestimmung. Die Klosterkirche wurde 1597 mit großem Aufwand instandgesetzt und zum städtischen Zeughaus gemacht (Abb. 2A, 2B und 3B).

1660 wurde die Bibliotheca Bremensis im früheren Auditorium Theologicum des Gymnasiums gegründet. Diese Sammlung von rund 2000 Bänden wurde 1646 vom Bremer Rat aus der Bibliothek des Melchior Goldast von Haiminsfeld erworben und war zum allgemeinen Gebrauch bestimmt. Zuvor war sie 1624, während des Dreißigjährigen Krieges, aus Sicherheitsgründen in Kisten und Tonnen im Katharinenkloster verstaut worden. Darunter verbargen sich Schätze wie das Perikopenbuch Heinrichs II., eine Bilderhandschrift aus dem 11. Jahrhundert. Die Sammlung bildet heute zusammen mit den Domschriften das Herzstück der Altbestände der Bremer Staats- und Universitätsbibliothek.

Man muss sich dessen bewusst sein, dass das Katharinenkloster bei Anbruch des 19. Jahrhunderts für Bremer Bürger, die vor 200 Jahren lebten, immer noch weitgehend wiedererkennbar war (Abb. 2C). Es hatte nur kleinere Veränderungen gegeben: Dazu zählten das Zumauern der Kirchenfenster auf der Westseite, der neu errichtete achtseitige, mit einer behelzten Laterne abschließende Dachreiterturm, der seit Mitte des 17. Jahrhunderts das Gymnasium krönte, und die vielen privaten und gewerblichen Behausungen, die zwischen den Klostermauern und den Grenzen von Sögestraße und Schlüsselkorb entstanden waren.

Die radikalsten Veränderungen geschahen erst nach den Befreiungskriegen, als Bremen zu

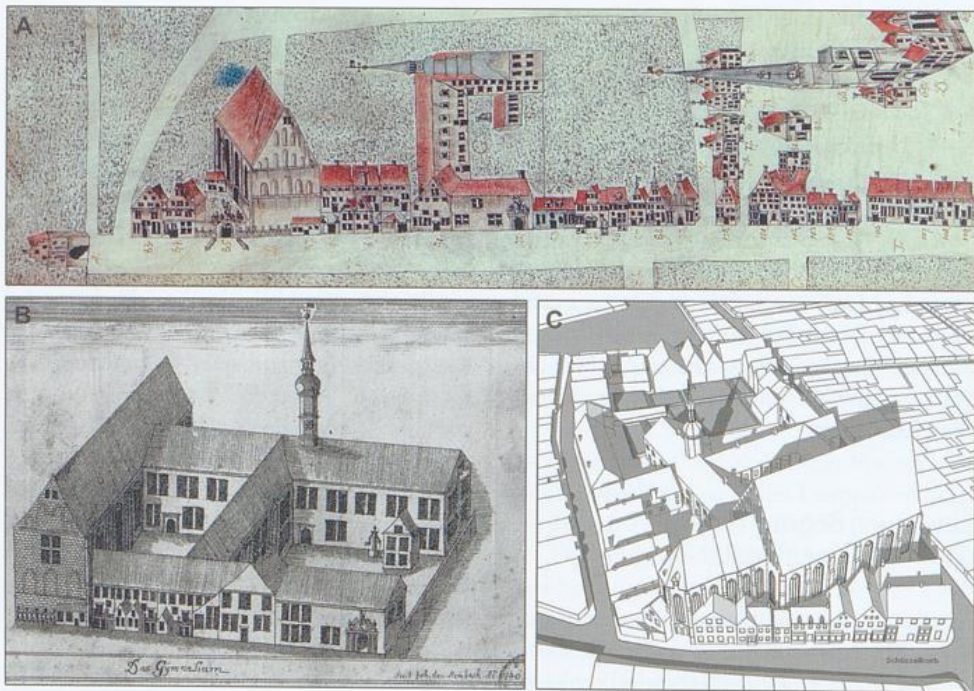


Abb. 2: (A-B) Zwei Zeichnungen von Johann Daniel Heinbach stellen das frühere Dominikanerkloster St. Katharinen dar (zu dieser Zeit das Zeughaus der Stadt und das Gymnasium Illustre), von der Sögestraße aus im Jahre 1731 (links) und 1740. (C) Das 3D-Modell zeigt, wie das Katharinenviertel möglicherweise gegen Ende des 18. Jahrhunderts aussah.

einem Handelszentrum aufblühte. Die Entfestigung Bremens und die Umwandlung des Walls in eine Grünanlage, die 1803 begann und unter anderem den Zweck hatte, zu verhindern, dass die Befestigungsanlagen im fortlaufenden militärischen Konflikt mit Frankreich vom Feind genutzt werden konnten, machten das Zeughaus schnell überflüssig. Das Gebäude mit seinem Inhalt wurde in den Jahren bis 1820 an örtliche Kaufleute verkauft. Die Tradition des Gymnasiums Illustre endete mit dem Auszug der sogenannten Gelehrtenschule aus dem Kloster im Jahr 1817. Obwohl es nach dem Dreißigjährigen Krieg eine Blütezeit des Gymnasiums Illustre gegeben hatte, in der 200 bis 300 Studenten gleichzeitig eingeschrieben gewesen waren, hatten diese Zahlen im Laufe des 18. Jahrhunderts dennoch stetig abgenommen. Die Studiengänge waren von einer zunehmend alt-

modischen humanistischen Bildung geprägt, die die Fortschritte in den Naturwissenschaften ignorierte, was bedeutete, dass man mit neuen Institutionen wie der Universität Göttingen nicht konkurrieren konnte. Unter verändertem Vorzeichen reichte aber die Nutzung von Teilen des Klosterareals als Schule, ab 1855 als »Höhere Bürgerschule«, zuletzt als »Realschule in der Altstadt« (1868–1937) und darauf folgend als »Mittelschule in der Altstadt«, bis zu den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs.

Anfang der 1820er-Jahre wurde die Klosterkirche St. Katharinen zum Lagerhaus umgebaut: Es wurden Zwischenböden eingezogen, um die Lagerkapazität zu erhöhen, und auch das äußere Erscheinungsbild änderte sich bis zur völligen Unkenntlichkeit. Nach dem Bau von neuen gewerblich genutzten Gebäuden für die Firma Meyer & Weyhausen an der Ecke Sögestraße

und Schüsselkorb blieben 1888 nur noch der Chor und die Nord- und Süd­wände des Mittelschiffs übrig, wobei letztere völlig von den Neubauten verdeckt wurden. Die Immobilien, welche auf dem Westflügel des früheren Klosters standen, breiteten sich weiter in Richtung Söge­straße aus, und als die Bürgerschule gegründet wurde, bekam der Ostflügel ein drittes Stockwerk. Da die Staatsbibliothek in neue Räumlichkeiten am Breitenweg umgezogen war, kam es 1898 zum Abriss des Südflügels, was bedeutete, dass die strukturelle Einheit des früheren

Klosters nun wirklich verloren gegangen war. In der Zeit nach den Befreiungskriegen bis kurz vor 1900 hatten Bremens wirtschaftlicher Aufschwung und die damit verbundene Bevölkerungsexplosion bewirkt, dass alle städtebaulichen Strukturen im Katharinenviertel aus der Zeit vor 1817 entweder umfassend erneuert oder vollständig ersetzt worden waren (Abb. 3C und 3D).

In den Nächten des 18. und 19. August 1944 wurde das Katharinenviertel durch wiederholte Bombenangriffe der Alliierten schwer beschä-

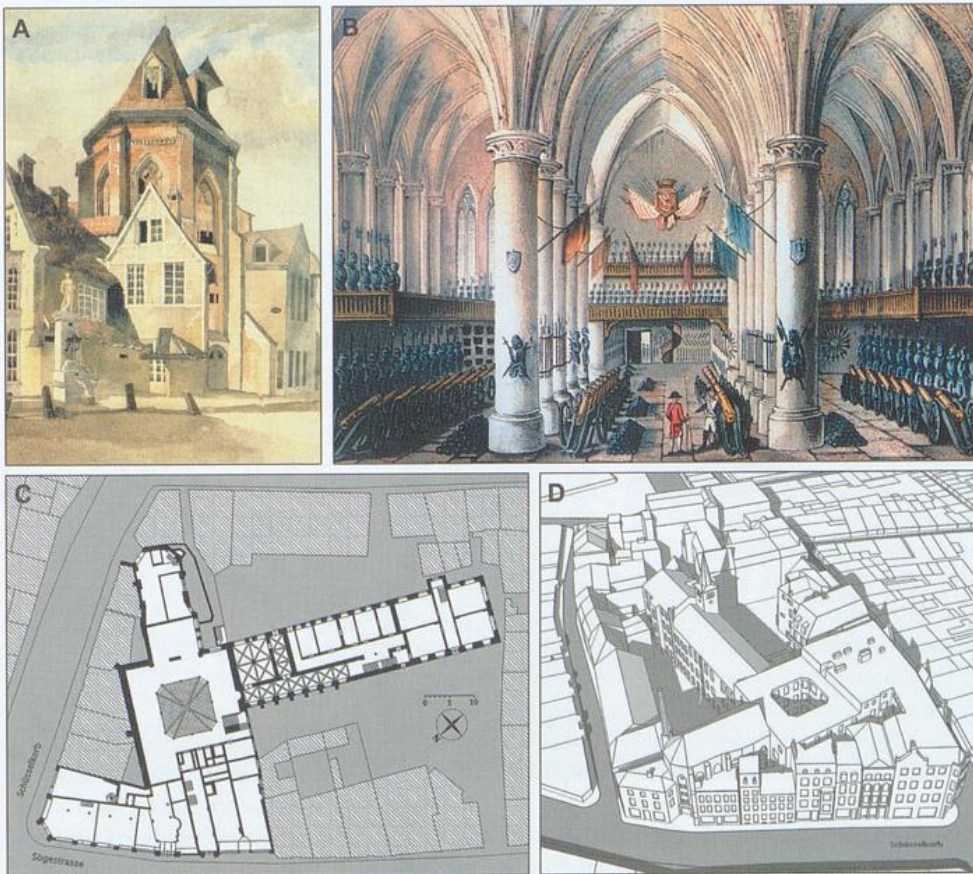


Abb. 3: (A) Ein Aquarell von George Ernst Papendiek zeigt den Chor der früheren Klosterkirche von St. Katharinen 1825 vom Schüsselkorb aus. (B) Ein Aquarell von Jacob Ephraim Polzin vom Zeughaus zu Beginn des 19. Jahrhunderts. (C-D) Grundriss und ein 3D-Digitalmodell, die das Katharinenviertel vor dem Zweiten Weltkrieg zeigen. Das Erscheinungsbild des Viertels ist auf städtebauliche Veränderungen im späten 19. Jahrhundert zurückzuführen.

dig. Obwohl nur wenig von dem Viertel übrig blieb, waren es die mächtigen Mauern der Klosterkirche St. Katharinen, die sich als unverwüstlich erwiesen. Ohne die Zwischenböden und befreit von seiner Umgebung konnte die Existenz des Chors wieder in der Stadlandschaft erlebt werden (Abb. 4A). Er wurde zum Mittelpunkt, um den sich die meisten

Nachkriegspläne für den Wiederaufbau des Viertels drehten. Der vielleicht bemerkenswerteste Vorschlag war es, die »Internationale Universität Bremen« zu gründen, wobei man sich auf das kontinuierliche, ununterbrochene Wirken in Bildung und Geisteswissenschaften in der Vergangenheit berief (1) (Abb. 4C und 4D). Obgleich das IUB-Projekt nicht zustande kam,

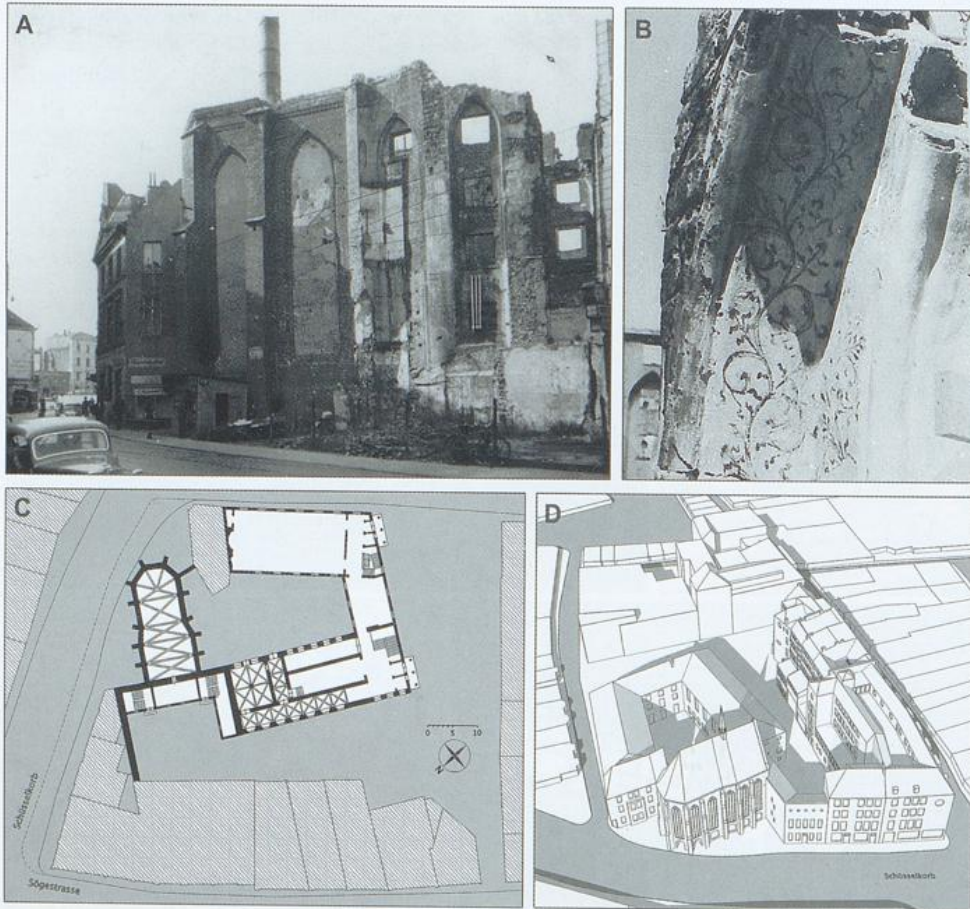


Abb. 4: (A) Der im Krieg beschädigte Chor der früheren Klosterkirche St. Katharinen vom Schüsselkorb aus betrachtet (nach 1944). (B) Eine mittelalterliche Wandmalerei an einer Fensterlaibung im früheren Ostflügel des Katharinenklosters, entdeckt während der Räumungsarbeiten im Krieg (nach 1944). (C-D) Grundriss und 3D-Digitalmodell, die zeigen, wie das Katharinenviertel möglicherweise in den 1950er-Jahren nach der Fertigstellung der vorgeschlagenen International University Bremen (IUB) ausgesehen hätte. Der Grundriss der IUB wird in Abbildung 4C gezeigt (bitte beachten: Die Vorkriegs-Straßenfluchtlinie des Schüsselkorbs ist gestrichelt eingezeichnet).

gründete man eine Universität mit zufälligerweise demselben Namen 2001 im Norden der Stadt, sie änderte aber 2006 nach einer Spende des Mäzens Klaus Johann Jacobs ihren Namen zu Jacobs University.

Nach dem Scheitern des ersten IUB-Projekts um 1950 und wegen des fortwährenden Drucks für einen Ausbau des Verkehrs am Schüsselkorb hob man den Denkmalschutz für die erhaltenen Überreste des Chors und des Mittelschiffs von St. Katharinen auf und riss sie dann 1961 ab. Dem ehemaligen Zuhause des Katharinenstifts im Schüsselkorb Nr. 6, das seit langem mit der Beginenbewegung assoziiert war, erging es nicht besser: Es musste 1963 einem Straßenausbau weichen. Schließlich wurde über den verbliebenen Resten des Ostflügels des Katharinenklosters 1972 ein Parkhaus errichtet (Abb. 5A und 5B). Heute befindet sich in den erhaltenen Gebäudeteilen des Katharinenklosters das Restaurant »Stadtwirt«.

### Visuelle Rekonstruktion des Katharinenklosters

Alles andere als statisch, befindet sich unser urbanes Umfeld in einem permanenten Zustand der Veränderung, formend und geformt durch das fortwährende Wechselspiel zwischen den gesellschaftlichen Gruppen und dem materiellen Kontext ihrer sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Aktivitäten. Die Tatsache, dass wir überhaupt Einsicht in irgendwelche Dokumente über den Bau des Katharinenklosters haben, ist nur der immensen Wandelbarkeit und der Bedeutung des Ortes für nachfolgende Generationen zu verdanken. Dieser fortlaufende, sich wiederholende Prozess spielte sich ab auf dem Feld kultureller Artefakte, umfassend Texte, Architekturzeichnungen und rechtliche Dokumente. Sie helfen uns, von der Gegenwart her die Anlage zu rekonstruieren, wie sie einst ausgesehen haben mag, und, ausgehend vom Mittelalter, die Spur weiterzuverfolgen, um zu verstehen, wie das Katharinenkloster das heutige Bremen mitbeeinflusst hat.

Welche Informationsquellen gibt es und welche Rolle spielen sie? Obwohl existierende Strukturen im Allgemeinen die wesentliche Grundlage für jede Rekonstruktion bilden, so zeigen die nur wenigen baulichen Überreste des Katharinenklosters, darunter sowohl die sichtbaren Fragmente als auch das, was durch archäologische Forschung zutage kam, wie wichtig schriftliche Belege sind. Derzeit läuft, unterstützt vom Landesamt für Denkmalpflege Bremen, ein Projekt, das versucht, die Anlage des Katharinenklosters digital zu rekonstruieren.

Erhaltene Darstellungen des Katharinenklosters aus der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert zeigen das Gebäude aus zwei unterschiedlichen Perspektiven. Die erste ist ein Blick auf Bremen von Süden über die Weser hinweg, wobei der nördliche Teil der Stadt nur undeutlich bleibt, bei der zweiten handelt es sich um eine abstrahierte Vogelperspektive der Klosteranlage, deren Geometrie und Perspektive nicht auf konkreten Messungen beruhen, wobei die Komplexität der Anlage zweifellos die Fehler noch vergrößerte. Obgleich sie als Zeitzeugnisse eine enorme Bedeutung haben, hängt die Nützlichkeit solcher grafischen Darstellungen für ein Rekonstruktionsprojekt vom Zugang zu Boden-, Höhen- und Querschnittsmessungen ab. Solche Pläne existieren erst ab 1820 für die Anlage. Im Dokumentationssystem baulicher Vorgänge, das sich im Laufe des 19. Jahrhunderts einer rapiden Formalisierung unterzieht, machen die Überlagerungen und das Einmessen von einzelnen Gebäude- und Fluchtlinienplänen sowie neue Grundbucheintragungen die fortlaufenden Entwicklungen bei der Erneuerung der Bremer Altstadt deutlich. Diese Planzeichnungen werden von frühen fotografischen Aufnahmen, verschiedenen Textquellen und einer Anzahl von Aquarellzeichnungen aus dem 19. Jahrhundert ergänzt, wobei letztere vieles von dem festhalten, was in den behördlichen Unterlagen nicht zu finden ist. Letztendlich kann auch die Entwicklung der Bautypologie und -tradition im Dominikanerorden dem Rekonstruktionsverfahren wichtige Hinweise geben. Die aus dem 14. Jahrhundert stammende

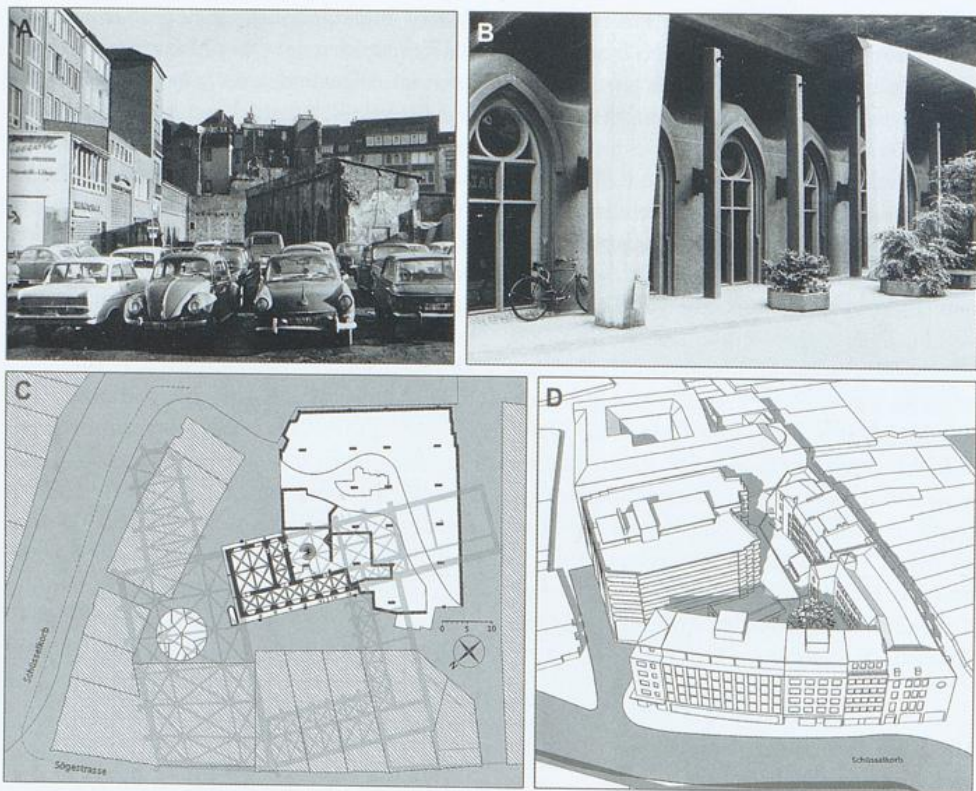


Abb. 5: (A) Der frühere Klosterhof des Katharinenklosters im Jahre 1965. Die baustatisch gesicherten sieben Joche des Kreuzgangs kann man deutlich hinter den geparkten Autos erkennen. (B) Der frühere Klosterflügel mit dem Restaurant Weinkrüger (nach 1972). (C-D) Grundriss und 3D-Digitalmodell zeigen das Katharinenviertel wie es heute, im Jahre 2014, aussieht. Die Vorkriegs-Straßenfluchtlinie des Schüsselkorbs ist in Abbildung 5C gestrichelt eingezeichnet.

Propsteikirche St. Johann in Bremen ist ein Beispiel für norddeutsche Bettelordens-Kirchenarchitektur des Hochmittelalters und deshalb besonders aufschlussreich für jene Leute, die wissen möchten, wie die Klosterkirche St. Katharinen einmal ausgesehen haben dürfte. Bei der Durchführung eines Rekonstruktionsprojekts ist die Reichhaltigkeit, aber zugleich auch die Unterschiedlichkeit der Quellen ausschlaggebend für das Gelingen. Vieles wird dabei an überraschenden Orten entdeckt. Zum Beispiel findet man genaue Abmessungen der ehemaligen Kirche in Bauplänen für einen öffentlichen Schutzbunker, der während des 2. Weltkrieges darunterliegend gebaut wurde. Die Lage des

Strebewerks wurde sichtbar durch die »Negativräume«, Umrisse von Gebäuden, die im 19. Jahrhundert direkt an die Kirche angrenzten.

In ihrer endgültigen Form bestand die Kirche des Katharinenklosters aus einem Mittelschiff mit sechs Jochen, das doppelt so breit wie die angrenzenden Seitenschiffe war. Der großflächige Chor führte in eine fünfseitige Apsis hinein. Eine Verengung auf halbem Weg zum Chor zeugt von einer späteren Erweiterung des Chors. Die Außenmauern der Hallenkirche erhoben sich bis zu ca. 18 Metern, und Strebpfeiler an den Außenmauern trugen ein mächtiges Satteldach, das sich über den gesamten Baukörper erstreckte. Die Fenster der Außen-

wände waren wohl genauso hoch wie das Mittelschiff und haben das Tageslicht in den Innenraum fließen lassen.

Die Kirche wurde aus Backsteinen lokaler Ziegeleien erbaut, und die Unterschiede in der Farbgebung des Mauerwerks, nämlich von schwarz bis hin zu einem rötlichen Braun, trugen zu einem reichhaltig abgestuften, bunten Eindruck des Mauerwerks bei. Bauschmuck findet sich nur in der verzierenden Verwendung von Formsteinen, beispielsweise für die Gewändeprofile in den Fenstern, die Maßwerkfenster (neben- oder übereinander liegende Spitzbögen, vielleicht mit Rundfenstern), die schmückenden Traufgesimse und eine kreative Gliederung der Ost- und Westgiebel durch die mehrlagige Anordnung von Blendspitzbögen in der kompakten Maueroberfläche. Die aktuelle Forschung versucht mittels Archivmaterial die Formgebung dieser dekorativen Elemente genauer zu rekonstruieren (Abb. 1E).

In Hinblick auf das Innere der Klosterkirche ist nur das Aquarell von Jacob Ephraim Polzin (1778–1851), auf dem das Zeughaus im späten 18. Jahrhundert dargestellt ist, zum Vorschein gekommen (Abb. 3B). Es zeigt sich hier deutlich, dass sich die Summe aller Einzelformen im Einklang mit dem Bautyp der Hallenkirche befindet. Runde Dienste ragen auf zu schlichten, einfach geformten, kreisförmigen Kapitellen mit je einem einzelnen Blattmotiv, das jede der acht Quer- und Diagonalrippen, die sich in das darüberliegende Gewölbe fortsetzen, hervorheben soll. Man bekam wohl den Eindruck eines einzigen Raumes, der alle drei Schiffe vereint, mit zentral platzierten Pfeilern, die sich in die gewölbte Decke streckten. Im Gegensatz hierzu hat die Franziskanerkirche St. Johannis in Bremen breite Scheidbögen zwischen den Hauptsäulen, womit sie das Mittelschiff von den Nebenschiffen trennt und gleichzeitig die Ost-West-Achse der Kirche betont. Vermutlich hatten sich die Baumeister der Klosterkirche St. Katharinen am Vorbild der ersten gewölbten dominikanischen Hallenkirche in Deutschland, derjenigen des Dominikanerklosters in Frankfurt, orientiert, von der angenommen wird,

dass sie Mitte der 1260er-Jahre fertiggestellt worden ist.

Die zweigeschossigen Klostergebäude nebenan hatten wohl viele Materialien sowie Struktur- und Stilmerkmale mit der Kirche gemeinsam, einige dieser Elemente haben sich noch intakt im früheren Ostflügel erhalten. Ehemals direkt angrenzend zur Kirche befindet sich dort die Kapitelschule, in Bremen volkstümlich und nicht exakt zutreffend meist als Refektorium – Speisesaal des Klosters – bezeichnet. Es handelt sich um einen vierjochigen gewölbten Raum mit einem mittigen achteckigen Pfeiler aus Portasandstein, der durch einfache Formung an Basis und Kapitell gekennzeichnet ist (Abb. 1B). Aufgrund der Lage des Raumes ist auch eine Nutzung als Sakristei vorstellbar, eine Türöffnung verbindet ihn direkt mit dem nahezu vollständig erhaltenen Kreuzgang auf der Ostseite des Klosters, bestehend aus sieben gewölbten Jochen (Abb. 1C) und einem Korridor gen Süden, der ebenfalls bis zum Klosterumgang führt. Wie schon in der Kirche bestehen auch hier die vierteiligen Gewölbe durchweg aus undifferenzierten Quer- und Diagonalrippen, wobei Kreuzrippen die fehlenden dekorativen Schlusssteine am höchsten Punkt des Gewölbes ersetzen. Man trifft bei den Konsolen an den Ansätzen der Gewölbe zum zweiten Mal Sandstein an; diejenigen im Kloster stellen jeweils ein einfach gemeißeltes Gesicht dar. In der Forschung befasst man sich derzeit mit der These, dass auch andere Räume und Durchgänge in der Klosteranlage Gewölbe hatten, was mit dem dokumentierten Grundriss der Fensteröffnungen, dem äußeren Strebewerk und der Lage der Innenwände übereinstimmen würde. In den Räumen ohne Gewölbe hat man wohl einfache Balkendecken verwendet.

Über das Aussehen der Innenräume des Katharinenklosters weiß man sehr wenig, aber das innere Mauerwerk und die Balkendecken waren wohl verputzt und angestrichen, allerdings weiß man nicht, in welchem Ausmaß. Hierfür gibt es zwei Beweisstücke. Das erste ist ein Bericht aus dem Bremischen Jahrbuch von 1864, wo beschrieben ist, wie bei Reparaturarbeiten im

früheren Kloster Teile mittelalterlicher Wandbemalungen freigelegt worden sind. Darunter befanden sich Figuren in lila Gewändern, Textfragmente und wellige Spruchbänder mit einzelnen Ornamenten aus braunen Zweigen, grünen Blättern und roten, kleeblattartigen Blumen. Als nach dem Zweiten Weltkrieg das Schulgebäude am Ostflügel abgerissen wurde, kamen weitere Wandmalereien an der Laibung eines hofseitigen Fensterpfeilers zum Vorschein. Es handelte sich um Reben mit Blättern in schwarzer und roter Farbe, die auf den Wandverputz aufgetragen waren (Abb. 4B). Ein sehr ähnliches Motiv ist noch heute an den Fensterpfeilern des Nonnenchors im Kloster Wienhausen erhalten geblieben.

Um unsere Vorstellung vom inneren und äußeren Erscheinungsbild der Klosterkirche St. Katharinen zu verbessern, wirft die neuere Forschung ein Licht auf das Verhältnis zwischen dem idealen und weitgehend standardisierten Klostergrundriss, den die Bettelorden benutzten, und den Einschränkungen durch die städtischen Gegebenheiten. Obwohl die Forschungen noch nicht abgeschlossen sind, deutet sich bei der virtuellen Rekonstruktion der Klosterkirche an, dass es ursprünglich eine nicht rechtwinkelig im Verhältnis zu ihrer Ost-West-Achse angelegte Westfassade gab, die in der Bauflucht der Sögestraße lag. Die gleichmäßigen Abstände der Pfeiler im Inneren zwischen dem östlichen und dem westlichen Ende maximierten einerseits die Größe der Kirche und wirkten andererseits dem visuellen Eindruck eines »verzerrten« Grundrisses entgegen. Eine ähnliche Lösung verwendete man auch bei der Paulinerkirche in Göttingen, die einst Teil eines Dominikanerklosters gewesen ist. In dem inzwischen verlorenen Franziskanerkloster in Mainz wurde die gesamte Anlage fantasievoll als ein fast schon dreieckiges Viereck gestaltet. Die virtuelle Rekonstruktion des Klostergrundrisses verrät auch, wie das Katharinenkloster seinerseits nachhaltig die Neubebauung des Areals mitbestimmte. Selbst dort, wo sich keinerlei substanzielle Spuren erhalten haben, kann die Lage der Grundstücksgrenzen und der Gassen, die im Be-

reich der Sögestraße entlangführen, direkt zur Klosteranlage zurückverfolgt werden (Abb. 5C und 5D).

## Die Gestaltung der Zukunft im Katharinenviertel

Obwohl das Katharinenkloster über lange Zeit in der Ausformung des religiösen, akademischen, kulturellen und städtischen Lebens von Bremen eine Rolle gespielt hat, scheinen all diese Einflüsse, wenn man heute inmitten trendiger Herrenmode in der Sögestraße 47 steht, einer fernen Vergangenheit anzugehören. Die physisch eindrucksvollen neuen Strukturen in diesem radikal neu aufgebauten Bezirk verleihen dem Standort eine Aura von Beständigkeit hinsichtlich möglicher zukünftiger Veränderung. Dennoch wird auch dieses Areal irgendwann eine Umgestaltung erfahren. Neue Formen der Urbanität haben sich während der letzten Jahre in Deutschland entwickelt, wobei das bauliche Erbe der Vergangenheit wieder eine größere Rolle bei der Revitalisierung historischer Stadtzentren für das 21. Jahrhundert spielt. Durch die kreative Neuinterpretation, Neuinszenierung und Wiederherstellung des historischen Ortes könnten sich diese neuen Formen der Urbanität auch gegen den modernistischen Neuaufbau des Schlüsselkorbs oder den funktionalen Brutalismus des Katharinen-Parkhauses positionieren. Während die Herausforderung an zeitgenössische Architekten weiterhin darin besteht, neue Gestaltungsformen für neue Aufgaben zu finden – und zwar solche, die den alten gleichwertig sind –, können wir uns der Geschichte und »lebendigen Vergangenheit« des Katharinenviertels zuwenden, um Quellen der Inspiration und Orientierung zu finden. Ein tieferes Verständnis der Vergangenheit eines Viertels kann dazu dienen, Stadtgemeinden wieder mit ihrer historischen Stadtlandschaft und ihrem Kulturerbe zu verbinden.

Die Frage, wie man die Teilhabe an unserem urbanen Kulturerbe erweitert und differenziert, ist von hoher Bedeutung. Neu entstehende Di-

gitaltechnik revolutioniert die Methoden, wie Daten über städtische Bereiche erfasst und digitale Materialien unterschiedlichster Herkunft wie Texte, Bilder und 3D-Architekturmodelle, in reichhaltige Verbindung miteinander gebracht werden können. Durch den Einsatz von Mobilgeräten können Digitalisate jetzt vor Ort aufgerufen werden und mit bestimmten Gegenständen oder Benutzerinteressen in Zusammenhang gebracht werden. Egal, ob vor Ort oder nicht, die Anwender dieser Technologien können zu den Materialien auch etwas hinzufügen, z. B. Kommentare oder eigene digitale Materialien. Entscheidend ist, dass solche Mittel vermehrt für den fachlichen Laien zur Verfügung stehen, wodurch die Zusammenarbeit zwischen Akademikern, Technologie-Entwicklern, Künstlern und der allgemeinen Öffentlichkeit gefördert wird.

In einem Studiengang an der Jacobs University (in Zusammenarbeit mit der Duke University in Durham/North Carolina in den USA) wurde kürzlich Studierenden die Gelegenheit geboten, solche Mittel bei der Untersuchung der reichen Geschichte des Katharinenviertels anzuwenden. Diese Projekte sehen unter anderem die Schaffung detaillierter digitaler Modelle vor, die das Katharinenkloster und seine städtische Umgebung beschreiben, sowie die Nutzung von Mobilgeräten zur Gestaltung einer City-Tour, die die Vergangenheit der früheren Bewohner und Geschäfte im Viertel erschließt.

Die Geschichte des Katharinenviertels wird weitergeschrieben werden; es ist unsere heutige Auseinandersetzung mit den Dokumenten seiner Vergangenheit, die es für zukünftige Generationen formen wird.

## Literaturauswahl

- Petra Brödner, Unternehmerinnen des Mittelalters? Wirtschaftsweise und Erwerbstätigkeit von Frauenklöstern und Beginenhöfen, 2000, (Internet: <http://www.bremer-frauenmuseum.de/vortraege/beginenhoeefe.pdf>).
- Karl Dillschneider, Aus Geschichte und Baugeschichte des Dominikanerklosters, der Klosterkirche St. Katharinen und des Beginenhauses in Bremen, in: Der Aufbau, Heft 3, Bremen 1971, S. 94–100.
- Germaine Kickert, The Plan of an International University Bremen after WW2 & Why it Failed, B.A. Thesis, Jacobs University Bremen, 2013.
- Simon Loschen, Über mittelalterliche Backsteinarchitektur in Bremen, insbesondere am Katharinenkloster, in: Bremisches Jahrbuch 1 (1864), S. 309–314.
- Arend Mindermann, Bettelordensklöster und Stadtpographie. Warum lagen Bettelordensklöster am Stadtrand?, in: Dieter Berg (Hg.), Könige, Landesherren und Bettelorden. Konflikt und Kooperation in West- und Mitteleuropa bis zur Frühen Neuzeit, Werl 1998, S. 83–103.
- Wolfgang Schenkluhn, Architektur der Bettelorden. Die Baukunst der Dominikaner und Franziskaner in Europa, Darmstadt 2000, S. 104–137 und S. 196–214.
- Herbert Schwarzwälder, Reise in Bremens Vergangenheit, Bremen 1986, S. 106–108 und S. 109–111.
- Rudolf Stein, Romanische, Gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen, Bremen 1962, S. 186–196.
- Wilhelm Tacke, Das Dominikanerkloster St. Katharinen, in: Klöster in Bremen. Über 800 Jahre Konfessionsgeschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bremen 2004, S. 21–33.

Uwe Schwartz

## Die Dionysius-Kirche in Wulsdorf

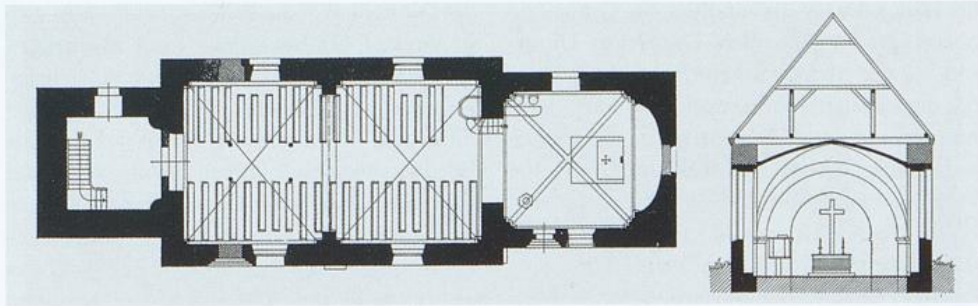
### Einleitung

Die Dionysius-Kirche in Wulsdorf ist eine der ältesten Dorfkirchen in Norddeutschland und die älteste Dorfkirche in Bremerhaven. Grabungen der Bremer Landesarchäologie, die im Winter 2002/2003 im Zusammenhang mit dem Einbau einer Fußbodenheizung im Inneren der Kirche durchgeführt werden konnten, haben zwei hölzerne Vorgängerbauten im Erdreich unter dem Langhaus der Kirche nachweisen können. Das deckt sich mit den bisherigen Annahmen über die Gründung dieses Gotteshauses, für die allgemein das 10. Jahrhundert angenommen wird. Das heute erhaltene aufgehende Mauer-

werk, von dem das Feldsteinmauerwerk das älteste ist, wird jedoch erst später, im Laufe des 12. Jahrhunderts, errichtet worden sein. Diese älteste steinerne Kirche muss man sich jedoch deutlich niedriger als das heutige Bauwerk und im Inneren ohne Einwölbung, also flach gedeckt, vorstellen. Obwohl die Kirche seither durch Umbauten, Instandsetzungen und Kriegszerstörung erhebliche Veränderungen erfahren hat, sind doch einige bauplastische Elemente wie Portale und Fenstergewände aus romanischer Zeit gut erhalten geblieben, sodass vielleicht ein verformungsgerechtes Aufmaß durch einen Bauforscher hinsichtlich einer virtuellen Rekonstruktion des ersten steinernen Gottes-



*Die Dionysius-Kirche im Jahr 2010*



Grundriss und Schnitt der Dionysius-Kirche im Zustand vor der Kriegszerstörung im Chorbereich

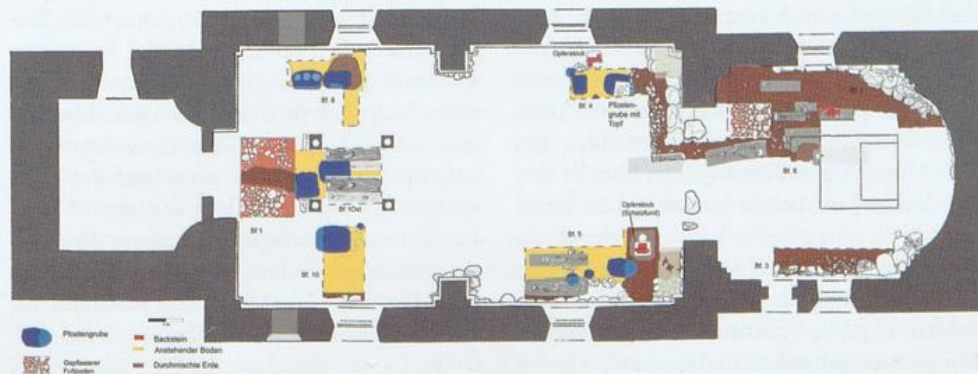
hauses an dieser Stelle durchaus vielversprechend sein könnte. Eine Bauforschung könnte auf den zahlreichen Erkenntnissen der Landesarchäologie aufbauen, die Bishop in den Bremer Archäologischen Blättern 2005 ausführlich dokumentiert hat. Denn neben einem kleinen Schatzfund, vermutlich einst ein Opferstock, und einer großen Anzahl an Glasscherben – sie zählen zu den ältesten Fragmenten bemalten Fensterglases im Land Bremen überhaupt – hat Bishop aus dem Erdreich auch Erkenntnisse über die Lage und den Umfang der hölzernen Vorgängerbauten gewinnen können.

## Topografie

Wulsdorf war im Mittelalter ein Haufendorf des Vielandes, eines Landstrichs, der sich von der

Weser zwischen den Flüssen Geeste und Rohr etwa zwei Kilometer landeinwärts erstreckte. Im frühen Mittelalter noch zur Grafschaft Lesmone (Lesum) gehörig, kam das Vieland erstmals 1063 unter Erzbischof Adalbert und spätestens um 1100 dauerhaft in den Besitz des Erzbistums Bremen, als der Sitz der herrschenden Grafen von Wulsdorf nach Stotel verlegt wurde. Von den vier Kirchspielen des Vielands ist das Wulsdorfer das älteste, da die Wulsdorfer Kirche in den Annalen (Stader Kopiar) als Mutterkirche (Hauptkirche) der später eingerichteten Filialen in Geestendorf, Schiffdorf und Bramel bezeichnet wird. Vermutlich war die Wulsdorfer Kirche auch einst Sendkirche; von hier wurden die Gerichtsbarkeit ausgeübt und gegebenenfalls Sendgerichte ausgesandt, um Verstöße zu ahnden.

Die Kirche ist einem heiligen Dionysius zu Ehren erbaut worden. Gemeint ist vermutlich



Übersicht der Befunde durch die Landesarchäologie im Winter 2002/2003

der Heilige Dionysius von Paris, wie Grunewald überzeugend argumentiert. Der Heilige Dionysius war der erste christliche Bischof von Lutetia, dem späteren Paris, und starb im 3. Jahrhundert auf dem Montmartre den Märtyrertod. Seine Gebeine soll Karl der Große bei Feldzügen mitgeführt haben – auch bis in den hohen Norden. Grunewald hat auf die Häufung des Patroziniums zu Ehren des Hl. Dionysius in dieser Gegend hingewiesen, darunter auch die Dionysius-Kirche in Bremerhaven-Lehe, die jedoch erst 1477 diesen Patronatswechsel vollzog. In Lehe befindet sich heute noch in der Dionysiusstraße ein Gedenkstein, welcher als Grab des Heiligen Dionysius bezeichnet wird und zu dem noch im frühen 19. Jahrhundert Menschen wallfahrteten. Dieses Grab ist erst 1887 an seinen heutigen Standort verlegt worden und enthält vermutlich eine Reliquie des Heiligen Dionysius, die sich möglicherweise vor der Reformation in der Leher Kirche befunden hatte.

### Der Jedutenberg

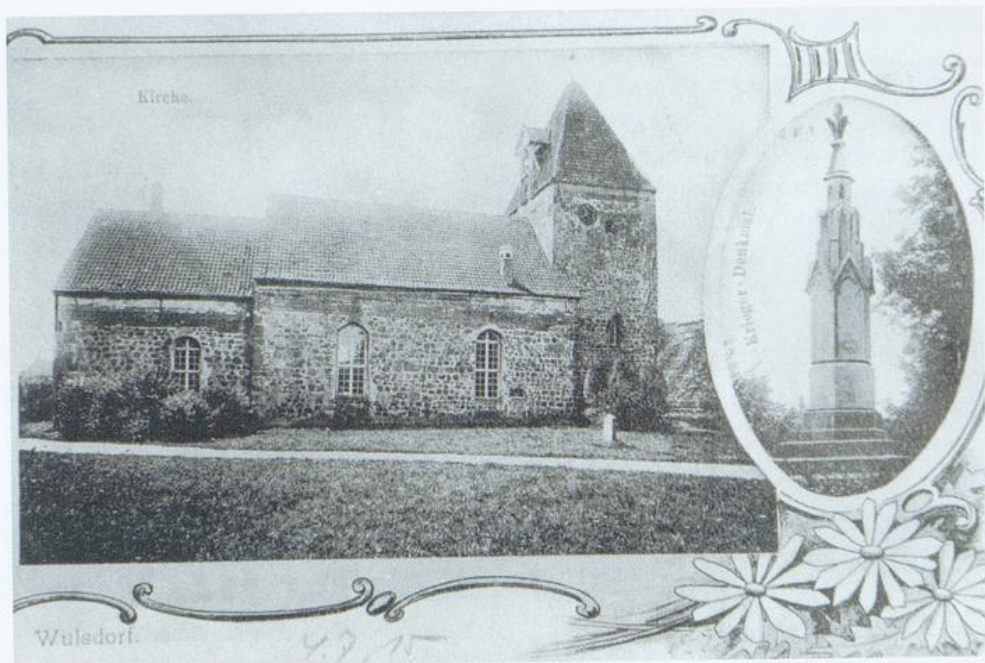
Älter noch als die Wulsdorfer Kirche ist der benachbarte Jedutenberg. Es handelt sich um einen künstlich aufgeworfenen Hügel, dessen Entstehung für den Anfang des 9. Jahrhunderts angenommen wird. Stuve hat kürzlich im Niederdeutschen Heimatblatt einen Aufsatz zum Jedutenberg verfasst: Danach sind, von Karl dem Großen zum Schutz seines Reiches angeordnet, gleichzeitig mit dem Jedutenberg mehrere weitere Hügel beiderseits der Unterweser als Verteidigungsanlagen aus Furcht vor Überfällen durch die Normannen entstanden. Der Tüür-Lüürs-Berg in Bramstedt, der Bütteler Berg in Lehe, der Paschberg in Langen und die Pipinsburg in Sievern trugen ebenso wie der der Jedutenberg in Wulsdorf jeweils einen hölzernen Turm, eine sogenannte »Specula«, um Nachrichten auf große Entfernungen zu übermitteln. Mit dem ausgehenden 10. Jahrhundert ließen die Überfälle wohl nach, um dann im 11. Jahrhundert ganz auszubleiben. Der steinerne Bau

der Dionysius-Kirche in Wulsdorf entsteht also in direkter Nachbarschaft einer ehemaligen Verteidigungsanlage und trägt selbst auch unverkennbar den Charakter einer Wehrkirche, ein Eindruck, der durch die spätmittelalterliche Friedhofsmauer mit Höhen zwischen 1,20 und 2,00 m bestätigt wird. Die steinernen Mauern der Dionysius-Kirche waren vielleicht neben einer kleinen Burg eines Lokaladligen, für die es bisher noch keinen eindeutigen Nachweis gibt, im Kriegsfall die einzige Rückzugsmöglichkeit. Bei der Grabung der Landesarchäologie sind dann auch – eine Bestätigung dieser These – Knochen von geschlachteten Haustieren und Fragmente von Kochgefäßen innerhalb der mittelalterlichen Fußböden gefunden worden.

### Die Baugeschichte

Die Frage nach dem Bualter der Wulsdorfer Kirche kann nicht abschließend beantwortet werden, da keine Urkunde ihre Entstehung belegen kann. Durch das Denkmalinventar des Kreises Wesermünde aus dem Jahre 1939 wissen wir, dass kirchliches Schriftgut, darunter vermutlich auch ein 1709 nachweislich noch vorhandenes Kirchenbuch der Wulsdorfer Kirche, während des Ersten Weltkriegs dem Bremischen Domkapitel überantwortet worden ist; seither gilt Letzteres als verschollen.

Die älteste Erwähnung des Ortes Wulsdorf als »Wallestorpe« hat sich in einer Stiftungsurkunde des Ritters Trutbert zugunsten des Bremer Klosters St. Pauli 1139 erhalten, die erste urkundliche Nachricht von der Dionysius-Kirche selbst findet sich im Stader Kopiar und bezieht sich auf das Jahr 1313. Man kann also davon ausgehen, dass die Kirche, wie sie sich uns heute darstellt, in ihren Grundzügen in das 12. Jahrhundert zurückreicht, eine Annahme, die durch die Bauformen und die Mauertechnik gestützt wird. Das zuerst flach gedeckte Kirchenschiff wurde dann wohl im 13. Jahrhundert eingewölbt. Einhergehend mit der Einwölbung sind auch die bis dahin etwa sechs Meter hohen Feldsteinwände, von denen infolge einer sukzes-



Postkarte, gelaufen 1915. Auf der Nordseite ist der schmale, heute vollständig zugesetzte Eingang zum Langhaus noch für ein Fenster und die Türnische innenseitig für einen Ofen genutzt worden

siven Aufhöhung des Friedhofes rund 0,50 m im Erdreich stecken, um 1,20 m erhöht worden. Die Ziegelsteine aus dieser Bauphase haben das Klosterformat (28 x 13 x 9 cm), das in dieser Zeit gebräuchlich war. Auch die Granitgewände der kleinen, teils noch vorhandenen, teils im Laufe der Zeit vermauerten Rundbogenfenster des Turmes sind in die Zeit um 1300 zu datieren.

Im 15. Jahrhundert wurde der Kirche ein frei stehendes Glockenhaus hinzugefügt. Drei wertvolle alte Glocken hängen dort zwischen den vier, mit einem Satteldach gedeckten, breiten Backsteinzungenmauern. Ihr historischer Wert bewahrte sie in der Zeit der Weltkriege vor der Ablieferung; die Mittlere Glocke (Ø 1,16 m; H. 0,91 m) aus dem 13. Jahrhundert, die schlichte Hohe Glocke (Ø 0,95 m; H. 0,77 m) aus der Zeit um 1300 und die Sturmglocke (Ø 1,20 m; H. 0,93 m) von 1421, unterhalb der Haube mit der Minuskelschrift: - o - rex - glorie - criste veni - cum - pace.

Der wuchtige, nach Westen nahezu ungegliederte Turm bestimmt den Gesamteindruck des Kirchenensembles. Rustikal offenbaren sich die Splinte der eisernen Zugbänder auf dem durch viele Umbauten und Reparaturen geprägten Mauerwerk. Einige Splinte formen Jahreszahlen: an der Westseite die Zahl 1780, an der Südseite die Zahl 1832; in diesen Jahren hatten Instandsetzungen stattgefunden. Das steile Zelt-dach des Turms ist mit Pfannen gedeckt - an der Helmstange Kugel, Kreuz und Hahn. Aus der nach Osten weisenden Dachfläche des Turms ragt ein hölzerner Uhrschlagglockenerker hervor. In ihm befinden sich zwei Glocken, die, bevor sie im 18. Jahrhundert als ein Geschenk des Kirchenvorstehers Wellers hierherkamen, eine andere Verwendung hatten: die Stundenglocke (Ø 0,60 m) und die Viertelstundenglocke (Ø 0,45 m). Sie stammen vermutlich aus dem 16. Jahrhundert. An der Südseite des Turmes befindet sich in etwa fünf Metern Höhe seit dem Jahre 1787 eine Sonnenuhr.



*Ansicht von Osten mit dem Chor im Vorkriegszustand*

An den über quadratischem Grundriss von 7,50 m Kantenlänge errichteten Turm schließt sich östlich das einschiffige Langhaus in den Abmessungen 16,60 m auf 10,10 m an. Der Chor, in seiner heutigen Form teilweise eine Wiederherstellung nach Kriegszerstörung aus dem Jahr 1950, misst unter dem Gewölbe 6,00 m im Quadrat. Je ein Zugang zur Kirche befindet sich an der Nordseite des Turmes und am östlichen Ende auf der Südseite des Chores. Letzterer zeigt eine romanische, dreimal abgesetzte Rundbogenportalnische und ist vergleichbar mit einem heute zugesetzten Portal auf der Südseite des Langhauses, das zu einem Drittel im Erdreich des Kirchhofs eingesunken, noch an der Schwelle zum 20. Jahrhundert als ein zusätzliches Fenster des Langhauses genutzt wurde. Diese beiden aufwendigen Portale gehen wohl zurück bis in die Entstehungszeit der steinernen Kirche, also ins 12. Jahrhundert. Denn im Feldsteinmauerwerk der Kirche sind die Entlastungsbögen der Portale, in derselben Art wie die Eckeinfassung des Langhauses, mit großen, gerade behauenen Quadern aus Portasandstein eingefasst. Ein kleineres, heute ebenfalls ver-

mauertes Portal auf der Nordseite des Langhauses ist dagegen erst später in das Feldsteinmauerwerk eingefügt worden. Die vier in der Anlage noch aus romanischer Zeit stammenden Rundbogenfenster des Schiffes und die des Chores sind in der Neuzeit vergrößert worden.

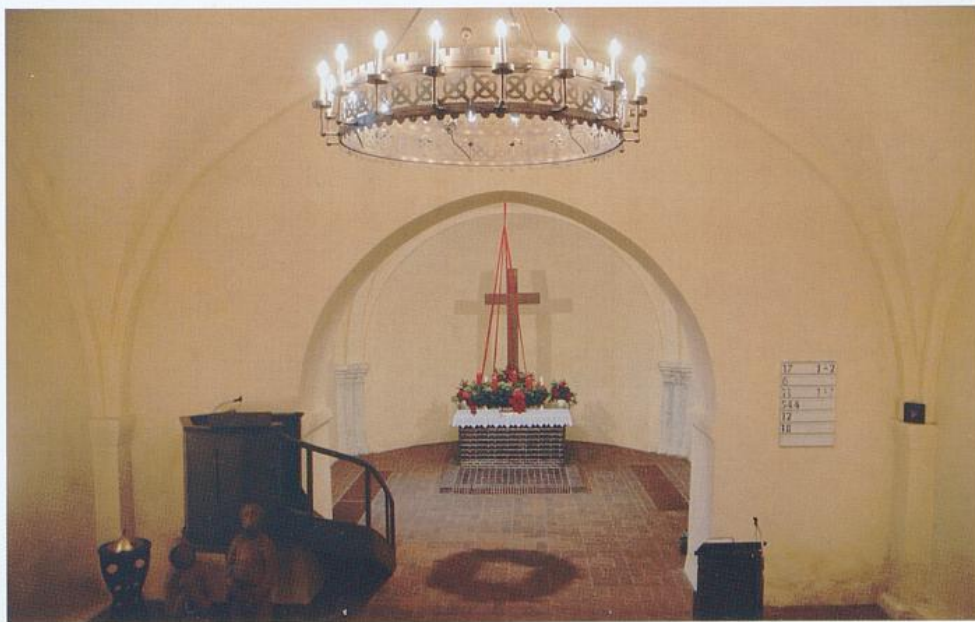
Man betritt die Wulsdorfer Kirche über das vermutlich aus dem 18. Jahrhundert stammende Portal im Westturm. Das Erdgeschoss ist dort als Eingangshalle mit Emporentreppe ausgebildet. Mit dem Kirchenschiff ist der Turm durch eine Halbkreisöffnung verbunden, die später durch eine Türanlage verkleinert worden ist. Das Innere des Langhauses ist durch zwei Kreuzgewölbe überdeckt, die durch einen gedrückten Korbogen auf vorspringenden Wandpfeilern voneinander getrennt sind und deren Grate schwach ausgebildete Rippen aufweisen. Die Wandpfeiler werden beiderseits von Eckpfeilern begleitet. Die Öffnung des Schildbogens zwischen Langhaus und Chorraum ist schmaler und niedriger als der vorerwähnte Korbogen zwischen den Jochen des Langhauses. Der Chorraum, einjochig und mit einem Kreuzgewölbe überdeckt, ist etwa einen Meter niedriger und

gleichzeitig auch schmäler als das Langhaus. Die Wand hinter dem Altar ist in Form eines flachen Bogens gestaltet, während der Chorabschluss nach außen gerade ist.

### Umbauten im frühen 20. Jahrhundert

Das Innere der Kirche wurde 1928–1929 unter der Leitung des in Bremen durch seine modernen Entwürfe bekannten Vegesacker Architekten Ernst Becker (1900–1968) stark überformt. Bis dahin besaß die Kirche zwei Seitenemporen und insgesamt 380 Sitzplätze, wie Holst 1926 in seiner Darstellung der Kirche berichtet. Holst bewertete den Gesamteindruck aber auch durchaus kritisch, wenn er schreibt, ohne die Emporen »würde die Schönheit des Kirchenschiffes gewiss mehr hervortreten.« Außerdem sei das erste Gewölbe mehr als zur Hälfte durch die Orgel verdeckt. Die Kirchengemeinde entschloss sich damals zu einer sehr tief greifenden Veränderung: Die Seitenemporen wurden entfernt

und auch das gesamte Gestühl, bis auf die Wangen dreier Bänke, erneuert. Auch die Kanzel und der Altar, beide von Holst als »ohne Kunst- und Altertumswert, aber im Ganzen von ansprechender Wirkung« bezeichnet, sowie das Taufbecken wurden als unpassend empfunden und ersetzt. Der aus dunklen Klinkern gemauerte neue Altar mit der großen Platte aus poliertem schwarzen Granit und auch das ursprünglich ebenfalls im Chor, aber heute in der Vorhalle befindliche Taufbecken – das Becken selbst ist erst 1959 aus Spendenmitteln gekauft worden – zeigen deutlich Beckers gestalterische Handschrift. Auf einer seither über die gesamte Länge des ersten Joches weit in das Schiff vorgezogenen Orgelempore, gestützt auf vier Holzsäulen, wurde Platz für eine neue elektro-pneumatische Orgel mit ca. 3000 Pfeifen und 14 Registern und zahlreiche Sitzplätze geschaffen. Sämtliche Wand- und Deckenflächen wurden neu geputzt und monochrom ockergelb getüncht und geben dem Kirchenraum seitdem ein ruhiges, strenges Gepräge. Eine entscheidende raumbildende Veränderung erzielte Becker



*Blick von der Empore zum Altar*

durch die Öffnung des Bogens zwischen Langschiff und Chor. Der Chor war bis dahin von einem hohen Kanzelaltar und einer hölzernen Wand für die Benutzung als Sakristei vom Kirchenschiff blickdicht abgeschlossen. Becker erweiterte die Rückwand des Chores als Konche und setzte das Fenster dahinter zu. Um stilistische Einheitlichkeit bemüht, ließ er die erhaltenen romanischen Knospenkapitelle der Pfeilerbündel als einfache Würfel einmörteln. Im Vorfeld der letzten Restaurierung der Kirche zwischen 2000 und 2003 sind die Kapitelle nur in der südöstlichen Ecke wieder freigelegt worden. Die 1929 erneuerte hölzerne Kanzel ist bescheiden und ohne weitere Verzierungen ausgeführt und ist damals, ebenso wie das am mittelalterlichen Vorbild orientierte, aber vereinfachte Gestühl, in mittelbrauner Farbigkeit mit schwarzem Begleitstrich gefasst worden, ein Zustand, der bei der letzten Renovierung 2003 wiederhergestellt worden ist.

Unbedingt erwähnenswert ist ein spektakulärer Fund, den man bei den Umbauarbeiten 1928–1929 machte: An der Ostwand des Schiffes oberhalb des Bogens zum Chorbereich (Triumphbogen) kamen gotische Wandmalereien zum Vorschein – wohl die Darstellung eines Jüngsten Gerichts –, die aber dann nach



*Der Altar nach Entwurf des Architekten Ernst Becker*

Ausbesserung der stark rissigen Wand wieder überstrichen worden sind. Leider sind die Funde damals nicht oder nur unzureichend fotografisch dokumentiert worden. Der Restaurator



*Die letzten erhaltenen Wangen des alten Gestühls, ergänzt durch eine Zeichnung aus dem Inventar von 1939*

Meyer-Graft konnte im Jahr 2000 bei einer restauratorischen Voruntersuchung keine Reste von Malerei mehr nachweisen. Unklar ist deshalb weiterhin, ob sich unter der damals im gesamten Kirchengebäude neu aufgetragenen Putzschicht am Chorbogen noch Malereien erhalten haben.

Der Architekt Ernst Becker, der anschließend in vergleichbarer Weise auch die Friedhofskapelle auf dem Vegesacker Friedhof errichtete, entwarf 1937 für die Dionysius-Gemeinde in Wulsdorf auch das Ensemble aus Pfarrhaus und Gemeindehaus, nachdem im Jahr zuvor ein Brand die Vorgängerbauten zerstört hatte. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg – eine Fliiegerbombe hatte den östlichen Teil der Kirche und besonders den Chor stark beschädigt – leitete Ernst Becker-Sassenhoff, wie er sich inzwischen nannte, ab 1950 die Arbeiten der Wiederherstellung. Erste Entwurfszeichnungen für den Wiederaufbau waren schon 1945 durch den in Wulsdorf ansässigen Architekten Gustav Sieben entstanden, kamen jedoch »aus finanziellen- und Material-Schwierigkeiten nicht zur

Ausführung« (Bauakte). Der Chor der Kirche wurde äußerlich annähernd gleich wiedererrichtet. Auf das Fenster an der gerade geschlossenen Rückseite wurde jedoch nun verzichtet, und der abschließende Bogen im Chor im Inneren ist nun nicht mehr als Konche, sondern als Segmentbogen geformt. Breite, fast kastige Gurte tragen nun ein modernes, betoniertes Gewölbe.

### Der Kirchhof und die Grabplatten

Der Kirchhof der Dionysius-Kirche wurde noch bis zum Jahre 1865 als Friedhof benutzt. Grabplatten an der Südseite der Kirche tragen auch das Wappen derer von Garlstedt, die älteste ist aus dem Jahr 1387. Besonders hervorzuheben ist die Grabplatte des Christian von Düring an der Ostwand des Kirchenschiffes, gleich neben dem Choreingang. Sie befand sich ursprünglich direkt vor dem Altar, an der Stelle, wo 1466 Hermann von Düring seinen Bruder Christian zur Bekräftigung seiner Rechte an der Kirche



*Das zugesetzte Südportal des Langhauses, ehemals, vermutlich bis 1928, wie der gegenüberliegende Eingang für ein Fenster genutzt; daneben der Grabstein für Johann Honne*

von Wulsdorf hat begraben lassen. Später wurde die Grabplatte aus der Kirche entfernt, und die Inschrift hat sich nur stark verwittert erhalten. Der Wortlaut der Überlieferung ist jedoch überliefert, von Stuve folgendermaßen zitiert: »liegt vor dem Altare ein einziger Leichenstein, der folgende Inschrift enthält: Anno Dni 1466 obiit Dnus Christianus de Düring cuius anima requiescat in pace...« Bischof hat 2002/2003 an der Südwestecke des heutigen Altars auch den Kopfbereich einer Bestattung freilegen können, jedoch ohne dass dieser Befund dem Christian von Düring zugeordnet werden konnte.

An der Südseite des Kirchenschiffes befinden sich noch zwei weitere historische Grabsteine, die von Johann Honne (gest. 1713) und Gretje Ehlers (gest. 1687). Als der Kirchhof noch für Bestattungen genutzt wurde, hatte es viele Steine dieser Art auf dem Friedhof gegeben. Als 1865 der Kirchhof geschlossen und am Hackfahrel ein neuer Friedhof eingerichtet wurde, erhielten viele Familien die Grabplatten zurück. Sie sind manches Mal für bauliche Zwecke umgenutzt worden und dienten fortan als Fundamente oder Schwellsteine. Das gilt auch für die außerordentlich große, 2,35 Meter mal 1,50 Meter messende Grabplatte mit dem Wappen des Johann Allers (gest. 1704), die jetzt im Glockenstuhl zwischen den Zungenmauern aufgestellt ist. Sie hatte auf dem Grundstück Bremer Straße 21 mit ihrer Beschriftung nach unten als Trittstein im Erdreich gelegen und war dort 1973 von Egon Stuve in ihrem Kunst- und Geschichtswert erkannt worden. Es sollte dann noch fünf Jahre bis 1978 dauern, bis die etwa 40 Zentner schwere Sandsteinplatte mithilfe des Technischen Hilfswerks zunächst auf die Rasenfläche zwischen Kirche und Pfarrhaus und dann ein Jahr später an ihren heutigen Standort gebracht werden konnte.

### Nachkriegszeit

Als im Jahr 2000 seitens des Kirchenvorstands der Dionysius-Kirche zusammen mit dem

Amt für Bau- und Kunstpflege Verden über eine grundlegende Sanierung des Gotteshauses nachgedacht wurde, wurden zahlreiche bauliche Mängel festgestellt. Mindestens zwei aus bauphysikalischer Sicht unsachgemäße Dispersionsanstriche – die Wände waren zuletzt rot, das Gewölbe altweiß – und eine unzureichende Heizung hatten zu Feuchtigkeitsschäden geführt. Die Grabung der Bremer Landesarchäologie sensibilisierte die Gemeinde für die Geschichte der Kirche und ihren historischen Wert. Der Restaurator Meyer-Graft und der Denkmalarchitekt Fischer wiesen mit ihren Gutachten einen Weg, der sich bauphysikalisch – durch die Verwendung geeigneter Baumaterialien wie Luftkalkmörtel und Kalkfarbe – und auch ästhetisch, und zwar durch die Rekonstruktion der Farbfassung von 1929 – als nachhaltig erwiesen hat. Zum Abschluss der umfangreichen Renovierungsarbeiten konnten 2009 auch noch die Instandsetzung des Dachstuhls und die Neueindeckung der gesamten Kirche einschließlich des Turms geleistet werden.

### Literatur

- Johann Holst, Die Wulsdorfer Kirche, in: Niederdeutsches Heimatblatt 15 (1926).
- Oskar Kieker und Erich von Lehe, Die Kunstdenkmale des Kreises Wesermünde II. Der frühere Kreis Geestemünde, Hannover 1939, S. 123–128.
- Rudolf Stein, Dorfkirchen und Bauernhäuser im Bremer Lande, Bremen 1967, S. 555–558.
- Wolfgang Brönner, Bremerhaven. Baudenkmäler einer Hafenstadt, Bremen 1976, S. 8–11.
- Gerhard Grunwald, Chronik von Wulsdorf, Bremerhaven-Wulsdorf 1990.
- Dieter Bischof, Die Ausgrabungen in der Dionysiuskirche zu Wulsdorf, in: Bremer Archäologische Blätter. Neue Folge 6 (2005), S. 79–90.
- Egon Stuve, Der Wulsdorfer Jedutenberg. Einst Verteidigungsanlage gegen die Normannen, in: Niederdeutsches Heimatblatt Nr. 743 (2011), S. 1–2.

Rolf Kirsch und Uwe Schwartz

## Zwei Funktionsbauten der hafennahen Wirtschaft von Erik Schott neu unter Denkmalschutz

Im vergangenen Jahr wurden zwei wichtige Bauten aus dem Werk des Bremer Architekten Erik Schott unter Denkmalschutz gestellt. Beide sind Funktionsbauten in Hafennähe, die jeweils eine wichtige Branche des traditionellen Bremer Handels mit Genuss- und Lebensmitteln repräsentieren: die Tabakbörse am Speicherhof und der langjährige Sitz der renommierten Weinhandelsfirma Reidemeister & Ulrichs.

### Erik Schott

Erik Schott (1906–1975) gehört zu den bedeutenden Vertretern der Nachkriegsarchitektur in Bremen. Er wurde 1906 in Reval als Sohn eines Architekten geboren. Schott sollte sich für den Beruf des Vaters entscheiden. Er absolvierte ein Studium an der TH Stuttgart unter den prominenten Professoren Bonatz, Schmidhener und Wetzell. Nach dem Krieg ließ er sich in Fischerhude bei Bremen nieder. Schott war Mitglied der 1945 gegründeten »Aufbaugemeinschaft Bremen« und ab 1947 als sogenannter Gebietsarchitekt für die Betreuung des Wiederaufbaus im Abschnitt »Tiefer« am Rande der Altstadt tätig. Er schuf, teils in Architektengemeinschaft mit Wilhelm Wortmann, zahlreiche Bauten in Bremen, darunter Geschäftshäuser, Industriebauten und Wohnhäuser. Zu nennen sind neben den hier vorgestellten beiden Objekten das Geschäftshaus der Fa. Robert Oscar Meyer an der Tiefer, die Instandsetzung und Erweiterung der »Weserburg« auf der Teerhofspitze, das Bankhaus Martens & Weyhausen in der Langenstraße, das Parkhaus Am Wandrahm/Ecke Bürgermeister-Smidt-Straße, der Fruchthof am Breitenweg und der Seefahrtshof in Bremen-Grohn. Zeitweise war Schott Vorsitzender des einfluss-

reichen konservativen Vereins »Lüder von Bentheim«, der sich nach dem Krieg um den Wiederaufbau Bremens verdient machte, aber vor allem durch seine entschiedene Bekämpfung des modernen Luckhardt-Entwurfes für das Haus der Bürgerschaft am Markt in Erinnerung geblieben ist. Kennzeichnend für die Bauten von Schott ist meist eine sachliche, verhaltene Modernität. Insbesondere seine Geschäftshaus- und Industriebauten zeigen eine aus der Funktion entwickelte strenge Gestaltung unter Verwendung unpräziser, aber prägnanter Ausdrucksformen. Ein beliebtes Motiv war dabei die Betonskelettbauweise mit am Außenbau sichtbar gemachtem Stützen- und Deckenraster und roter Backsteinausfachung, wie sie 1949 erstmals beispielgebend für Bremen von den Architektenkollegen Säume & Hafemann beim Bau des Speichers I im Europahafen verwendet worden war. Dieses Gestaltungsmerkmal zeigen auch die beiden hier behandelten Bauten.

### Tabakbörse

Infolge des gegen Ende der 1950er-Jahre eskalierenden Westneuguinea-Konfliktes verstaatlichten die Indonesier die ehemals niederländischen Tabakplantagen, beendeten die traditionelle Vermarktung der indonesischen Tabake aus Sumatra und Java über die Niederlande und boten den Bremer Tabakhändlern die Verlagerung des Geschäftes in die Hansestadt an. Die Wahl Bremens war auf das Renommee der Stadt als eines wichtigen Zentrums des Tabakhandels zurückzuführen.

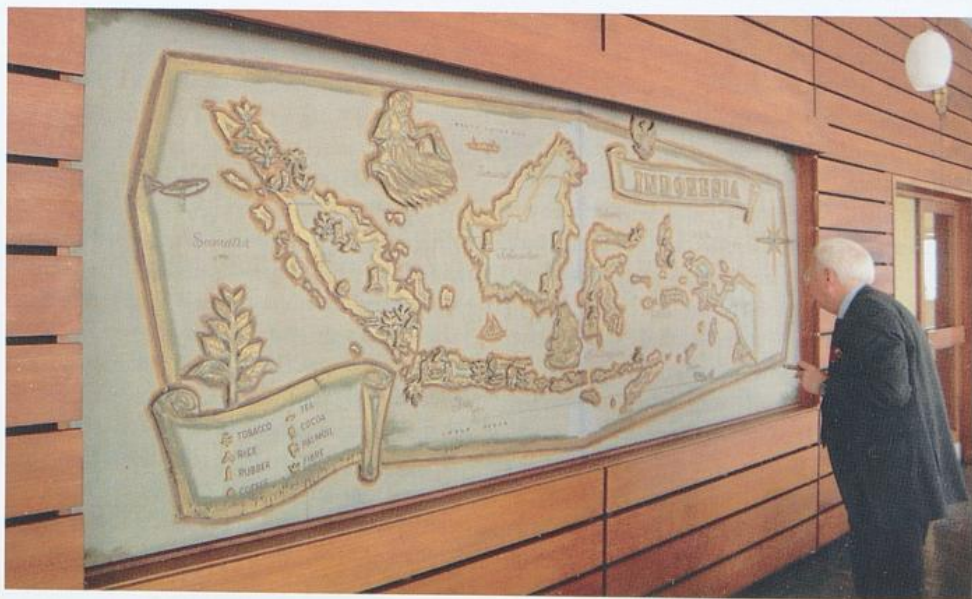
Der Bremer Tabakhandel nutzte die Chance durch einen im Februar 1959 mit der indonesischen Regierung geschlossenen Vertrag. Die



*Tabakbörse am Speicherhof, 2013*

drei alteingesessenen Rohtabakhandelsfirmen Hellmering, Köhne & Co., Gebrüder Kuhlenskampff GmbH und Frantz Kragh GmbH gründeten zusammen mit einem Bankenkonsortium unter Führung der Bremer Landesbank und den indonesischen Partnern die Deutsch-Indonesi-

sche Tabakhandelsgesellschaft (DITH). Im Juni 1961 wurde die Bremer Tabakbörse GmbH & Co. KG als Institution zur Vorbereitung und Durchführung der Tabak-Auktionen, der sogenannten Einschreibungen, gegründet. Entscheidender Akteur auf Bremer Seite war Walter



*Tabakbörse, dekorative Indonesienkarte im Gesellschaftsraum*

Köhne von Hellmering, Köhne & Co., dessen Sohn Wolfgang später die Geschicke der Bremer Tabakbörse als Geschäftsführer lenkte und auch heute noch die Vermarktung der indonesischen Spitzentabake leitet. Inzwischen werden die Einschreibungen allerdings direkt von Hellmering, Köhne & Co. KG und der staatlichen indonesischen Tabakwirtschaft organisiert, die Bremer Tabakbörse als Organisation existiert heute nicht mehr.

Der damalige Bremer Finanzsenator Kurt Eggers hatte mit einem juristischen Kniff die Aussetzung restriktiver Bestimmungen des deutschen Zollrechts bewirkt und ermöglichte so einstweilen die Qualitätsprüfungen der Tabakproben in den Innenstadtkontoren des Tabakhandels, während die eigentliche »Einschreibung«, eine Sonderform der Auktion mit geheimer schriftlicher Gebotsabgabe, vorerst im Schuppen 6 am Europahafen stattfand. Dieses Provisorium wurde zügig durch die Errichtung des 1962 fertiggestellten neuen Tabakbörsengebäudes im Zollausschlussgebiet des Europahafens beendet.

Der klar strukturierte, bei aller Einfachheit imposante Bau gliedert sich in eine große, markante, 15-achsige Sheddachhalle für die Präsentation der Tabakproben und dreiseitig anschließende Anbauten. Ein repräsentatives und die Halle knapp überragendes zweigeschossiges Kopfgebäude mit extrem flach geneigtem Pultdach und einem unter Formierung einer Loggia vorangestellten, großzügig verglasten und schwach eingezogenen aufgestellten Vorbau bildet den Auftakt. An die südliche Langseite der Halle schließt sich ein erdgeschossiger, lang gestreckter, über 13 Achsen der Halle reichender, flach gedeckter und mit Glaskuppeloberlichtern versehener Bürovorbau an. Er verwendet Glasbausteineinfachungen über Backsteinbrüstungen als prägendes Architekturmotiv. Ein gleichartig strukturierter, kleinerer Bürotrakt ist der rückwärtigen Schmalseite der Halle vorgelegt.

Das Bauwerk hat eine markante städtebauliche Position an der Zufahrt zum Speicherhof, der es durch die Inszenierung seiner baulichen

Gliederung gerecht wird. Trotz seiner geringen Höhe im Vergleich zu den mächtigen Speichern kann es sich aufgrund seiner ausdrucksstarken Architektur gut behaupten. Die Bremer Tabakbörse ist dem Vernehmen nach das einzige aktive Spezialgebäude für Tabakauktionen weltweit.

In der großen, zweischiffigen Sheddachhalle können auf langen Reihen von Holztischen, den »Stells«, die Tabakblattbündel, die sogenannten Doggen, zur Qualitätsbeurteilung ausgebreitet werden. Für die Tabakmakler und die Einkäufer der Tabakindustrie werden Räumlichkeiten vorgehalten, die für die nötigen Arbeitsschritte zur Beurteilung der Ware erforderlich sind.

Lange Zeit wurde die gesamte indonesische Tabakernte über Bremen vermarktet, sowohl die Erzeugnisse der staatlichen Plantagen als auch diejenigen der inzwischen wieder aktiven privaten Plantagenbesitzer. Diese Regelung galt bis 1986, als die Privatplantagen von dem Zwang, über Bremen zu verkaufen, befreit wurden. Das Tabakaufkommen an der Bremer Tabakbörse ging seither deutlich zurück. Statt früher sechs und mehr Einschreibungen pro Jahr findet gegenwärtig nur noch eine statt, auf der dann aber auch nur die Spitzenqualitäten in den Handel kommen.

Für gesellschaftliche Zwecke war ein Raum im Obergeschoss des Kopfbaus bestimmt, der mit seiner gesamten Ausstattung noch weitgehend unverändert den Stand der Bauzeit dokumentiert. Diese eindrucksvolle »Zeitkapsel« ist bei der Umnutzung des vorderen Teils der Tabakbörse durch neue Mieter sensibel bewahrt worden.

### Firmensitz der Weinhandelsfirma Reidemeister & Ulrichs

Das Kontor- und Lagergebäude der Weinhandelsfirma Reidemeister & Ulrichs am Europahafen steht am Ende einer langen Tradition der Weineinlagerung in Bremen. Entstanden während des Wiederaufbaus der Bremer Häfen nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs, ver-

körpert dieser bemerkenswert moderne Industriebau die letzte große Blüte des bremischen Weinhandels im traditionellen Sinne. Die Herstellung von Qualitätsweinen hat sich aufgrund eines veränderten Nachfrageverhaltens in den vergangenen 50 Jahren extrem gewandelt: Lagerung, Veredelung und Abfüllung der Weine finden schon seit den 1980er-Jahren vermehrt bei den Erzeugern statt, Weinspeicher, wie dieser von Reidemeister & Ulrichs, haben ihre ursprüngliche Bestimmung verloren und sind später vor allem für den Weinvertrieb genutzt worden. Reidemeister & Ulrichs ist seit 2004 Teil der Bremer Weinhandelsfirma Eggers & Franke, der Firmensitz Auf der Muggenburg wurde aufgegeben.

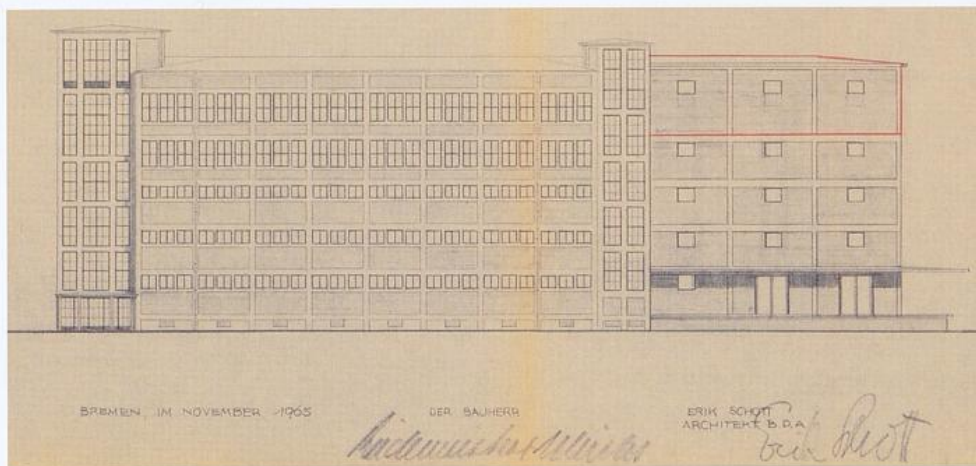
Das Bremer Handelshaus Reidemeister & Ulrichs zählte seit dem frühen 19. Jahrhundert zu den bedeutenden Weinhandelsfirmen in Nordeuropa. Die Firma war am 1. Januar 1831 aus dem Zusammenschluss der Weinimportfirmen Ulrichs & Sohn und Wichelhausen & Reidemeister hervorgegangen. Reidemeister & Ulrichs vergrößerte das Geschäft in der zwei-

ten Hälfte des 19. Jahrhunderts fortwährend und konzentrierte 1899 die Lagerung und den Vertrieb des Weines in einem neu erbauten Kontor- und Speichergebäude in der Nähe des Bremer Hauptbahnhofs, auf dem ehemaligen Gelände der Hildebrockschen Reitbahn An der Brake, etwa dort, wo sich heute das Siemens-Hochhaus befindet.

Der nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst wiederhergestellte Firmensitz An der Brake musste der städtebaulichen Neugestaltung des Bahnhofsviertels weichen und 1950 an die Stadt Bremen verkauft werden. 1951 bezog Reidemeister & Ulrichs daher den Neubau an der Straße Auf der Muggenburg am Bremer Europahafen. Wortmann & Schott hatten ein fünfgeschossiges Gebäude über rechteckigem Grundriss entworfen. Mit einer Stirnseite steht es zur Straße Auf der Muggenburg und wird dort beidseitig von zwei gegenüber der Hauptfassade zurückversetzten Treppentürmen eingefasst. Das Gebäude mit einer Grundfläche von annähernd 1700 Quadratmetern verfügt in zwei Tiefgeschossen über ausgedehnte Kelleranlagen. In den



*Ehemaliger Firmensitz der Weinhandelsfirma Reidemeister & Ulrichs*



Südfassade zur Straße Auf der Muggenburg; Eingabezeichnung zur Aufstockung des Anbaus

Kellern fanden die Steuerung und Überwachung der Gärung und der Ausbau des Weines in Küfen und Fässern und auch dessen Abfüllung statt. Noch heute haben sich dort große Tankanlagen und zahlreiche Fässer erhalten. In den ersten vier aufgehenden Geschossen waren dann die großen Lagerböden für die Flaschenlagerung. Büroräume gab es hier nur im obersten dieser Lagergeschosse, auf der Seite zur Straße Auf der Muggenburg. Das oberste Geschoss ist umlaufend durchfenstert und war der Geschäftsführung, der Verwaltung und dem Kontor vorbehalten. Wegen der großen Gebäudetiefe gibt es dort zwei kleine atriumartige Lichthöfe. 1962 und 1968 wurde das Hauptgebäude nochmals erheblich vergrößert: Der in zwei Abschnitten entstandene Anbau des Versandgebäudes an der Ostfassade, ebenfalls nach Entwurf von Erik Schott, ist nicht unterkellert und lehnt sich gestalterisch an das Hauptgebäude an.

In der Gesamtschau ist das Gebäude der Firma Reidemeister & Ulrichs ein gelungener Industriebau seiner Zeit: Die feste Gliederung durch das frei sichtbare Stahlbetonskelett ist das übergeordnete Prinzip. Entsprechend der Funktion und deutlich ablesbar gibt es geschlossene Felder mit Fensterstreifen unter den Deckenrahmen und offene »Fenster-Felder« mit niedriger Brüstung; die zur Straße hin vollstän-

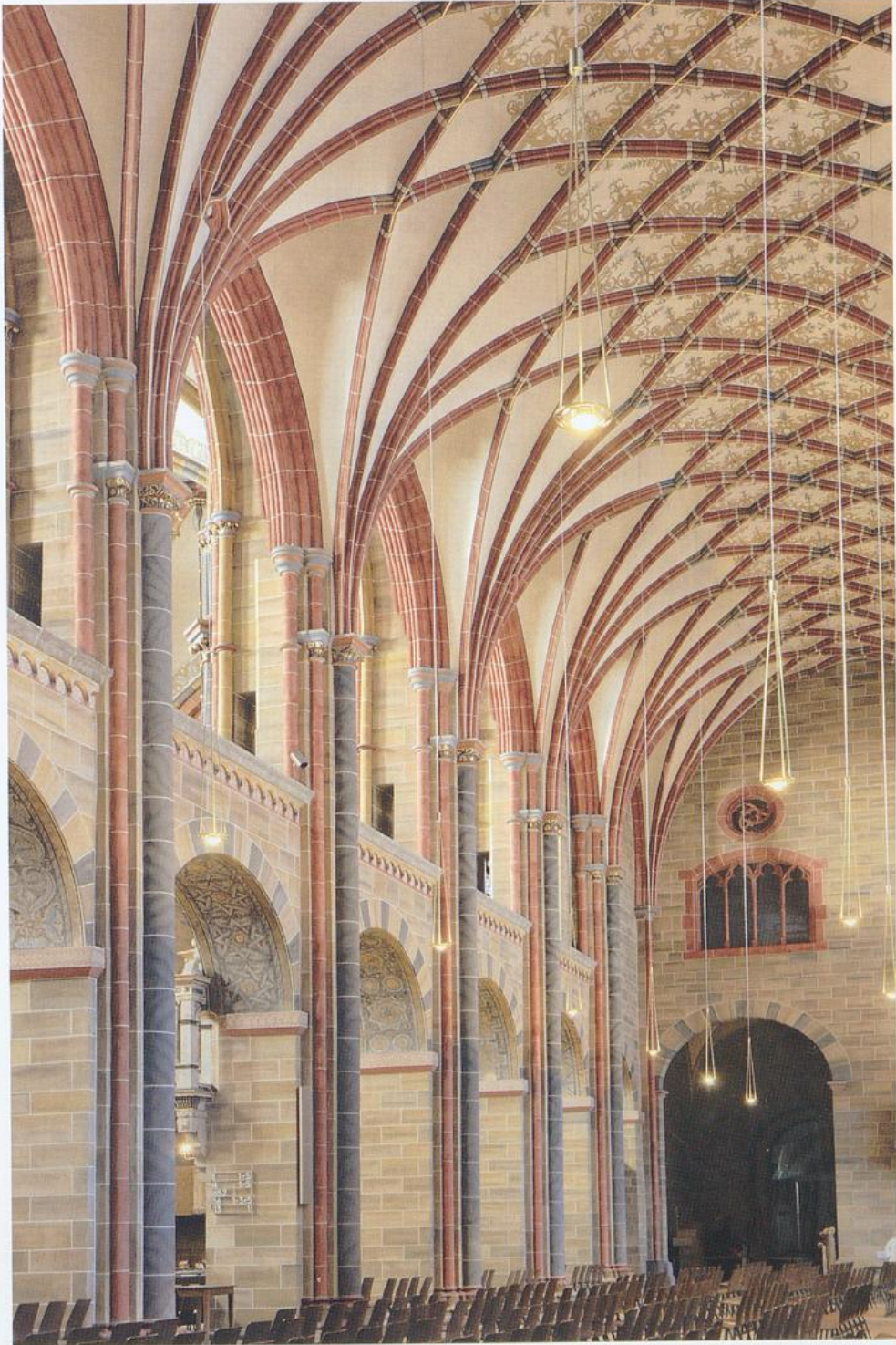
dig in Glas und Konstruktion aufgelösten Treppenhäuser geben dem Bau einen besonderen Reiz.

## Literatur

- Bremen und seine Bauten 1900–1950, Bremen o. J. (1952), Behandlung mehrerer Bauten von Erik Schott.
- Bremer Tabakbörse eröffnet, in: Weserlotse Jg. 15, 1962, Nr. 6, S. 13–16.
- Julius Eckstein (Hg.), Historisch-biographische Blätter. Der Staat Bremen [1906/1911], V. Lieferung, S. 479–488 (Reidemeister & Ulrichs, Bremen).
- Johannes Herwig-Lempp, Tabak in Bremen – die Anfänge, in: Christian Marzahn u. Astrid Schneider (Hg.), Genuß und Mäßigkeit. Von Wein-Schlürfern, Coffee-Schwelgern und Tobackschmauchern in Bremen, Bremen 1995 (= Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Heft 17), S. 105–128.
- Franz Peter Mau, Flugdächer und Weserziegel. Architektur der 50er Jahre in Bremen, Worpswede 1990.
- Wilhelm Wortmann, Bremer Baumeister des 19. und 20. Jahrhunderts, Bremen 1988 (Erik Robert Schott: S. 108 f.).

### Abbildungsnachweis

- Amtliche Materialprüfungsanstalt Bremen:  
S. 47–49, 51, 52
- Archiv St. Johann, Bremen: S. 63, 64
- Bremische Evangelische Kirche, Bauabteilung:  
S. 71–74
- Karl Dillschneider, St. Johann in Bremen,  
Bremen 1973: S. 56 o.
- Domarchiv Bremen: S. 25, 39
- Domarchiv Bremen (Stumper): S. 13, 26–33,  
35
- Dom-Museum Bremen: S. 19
- Focke-Museum: S. 15, 41, 55, 61 u., 62
- Landesarchäologie Bremen: S. 18, 111 u.
- Landesinstitut für Schule Bremen, Zentrum  
für Medien, Fotoarchiv: S. 77
- Brandenburgisches Landesamt für Denkmal-  
pflege und Archäologisches Landesmuse-  
um, Bildarchiv, Neg.-Nr. 2289.2: S. 80
- Die Neugestaltung Bremens, H. 7, Bremen  
1965: S. 76, 78, 87, 94
- Österr. Nationalbibliothek Wien: S. 14
- Propstei St. Johann, Bremen: S. 54, 61 o.
- St. Petri-Domgemeinde Bremen: S. 36
- St. Petri-Domgemeinde Bremen (Greiner):  
S. 17, 125
- St. Petri-Domgemeinde Bremen (Utsch):  
S. 12
- Timothy J. Senior: S. 98, 102–104, 106
- Staatsarchiv Bremen: S. 58, 59, 85, 88 r.
- Staats- u. Universitätsbibliothek Bremen:  
S. 20
- Stadtarchiv Bremerhaven: S. 113, 114
- Rudolf Stein, Romanische, gotische und  
Renaissance-Baukunst in Bremen,  
Bremen 1962: S. 111 o.
- Wilhelm Tacke, Bremen: S. 56 u., 57, 67, 69
- Horst Temmen, Bremen: S. 65, 66, 68
- Der Wiederaufbau, H. 1, Bremen 1961:  
S. 88 l.
- Wikipedia: S. 110
- Alle übrigen Abbildungen: Landesamt für  
Denkmalpflege Bremen



Außerdem lieferbar:



Georg Skalecki (Hg.)

## Denkmalpflege in Bremen

Heft 3 (2006) · 84 Seiten · 65 Abbildungen

ISBN 978-3-86108-567-6

5,90 €

Die Restaurierung des Bremer Doms  
im 19. Jahrhundert - Haus des Reichs -  
Focke-Windkanal



Georg Skalecki (Hg.)

## Denkmalpflege in Bremen

Heft 4 (2007) · 88 Seiten · 67 Abbildungen

ISBN 978-3-86108-586-7

5,90 €

Bremerhaven



Georg Skalecki (Hg.)

## Denkmalpflege in Bremen

Heft 5 (2008) · 88 Seiten · 70 Abbildungen

ISBN 978-3-86108-352-8

5,90 €

Das Bremer Haus - Villenarchitektur in Bremen -  
Wohnen im Baudenkmal



Georg Skalecki (Hg.)

## Denkmalpflege in Bremen

Heft 6 (2009) · 96 Seiten · 85 Abbildungen

ISBN 978-3-86108-109-8

5,90 €

Historischer Kirchenbau und  
kirchliche Denkmalpflege im  
Land Bremen



Georg Skalecki (Hg.)

## Denkmalpflege in Bremen

Heft 7 (2010) · 92 Seiten · 85 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1016-5

5,90 €

Hafen- und Industriedenkmalpflege



Georg Skalecki (Hg.)

## Denkmalpflege in Bremen

Heft 8 (2011) · 120 Seiten · 123 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1023-3

5,90 €

Gartendenkmäler



Georg Skalecki (Hg.)

## Denkmalpflege in Bremen

Heft 9 (2012) · 384 Seiten · 336 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1025-7

12,90 €

Unterwegs in Zwischenräumen Stadt | Garten | Denkmalpflege.  
Dokumentation der Denkmalpfleger-Jahrestagung 2011 in Bremen



Georg Skalecki (Hg.)

## Denkmalpflege in Bremen

Heft 10 (2013) · 96 Seiten · 91 Abbildungen

ISBN 978-3-8378-1036-3

5,90 €

Architektur der Zwanzigerjahre





Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen

4650 00 543 804 7



ISBN 978-3-8378-1042-4



9 783837 810424



A

# Denkmalpflege in Bremen

Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen

# 11

2014



## Mittelalterliche Kirchen

<sup>a</sup>  
REG  
858.1  
515  
-11

EDITION TEMMEN